Patriotische Schulreden.

Von

Prof. Dr. Gustav Weck,
Direktor des Kgl. Realgymnasiums in Reichenbach (Schlesien).

Bibliothek des Städt. Gymnasiums * Düsseldorf *

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.
1894.

Beilage z. Progr. Nr. 220.

9re
10 (1894)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Heil Hohenzollern!

Hohenzollern, Hohenzollern, Wort voll Feuer und voll Glut,
Das in seinen Purpur faltet, was da herrlich, groß und gut,
Das da tönt wie Schwerter schneidig und wie Heimatglocken traut:
Mächtig greifst Du an die Herzen, wie kein andrer Erdenlaut!

Hohenzollern, seit der erste Deiner Fürsten jugendstark
Seinen Heerschild klirrend setzte vor die sturmzerfetzte Mark,
Welche Führer thatenfreudig, welche Männer stolz und schlicht,
Welche Frauen hold und sittig gabst Du Deinem Volke nicht!

Her vor siegenden Geschwadern stürmt der Held von Fehrbellin;
Friedrichs Adlerauge leuchtet und Europas Heere fliehn;
Wilhelm, Preußens greiser König, lorbeerprangend, demutreich —:
Nimmer eine Erdenkrone trug ein andrer, diesem gleich!

Und voran dem hehren Zuge schwebt ein unvergess'nes Bild,
Trauervoll, doch unter Thränen aufwärts deutend, fromm und mild —
Thränen, heimgezahlt dem Enkel, unsrem Dulder, unsrem Herrn! —
Hohenzollern, auch im Leide bliebst Du Deutschlands heller Stern!

Hohenzollern, unerschüttert blickst Du von des Reiches Wart
Auf die Welt, die feindlich brandet und in Waffenrüstung starrt:
Deine Treuen schirm' in Frieden, was Dir trotzen will, zerbrich —
Hohenzollern, Hohenzollern — Kaiseraar, wir grüßen Dich!

Gustav Weck.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhalt.

Seite

1. Am Königsjubiläum (1886) 5
2. Bei der Enthüllung des Kaiserbildes (1887) 19
3. Nach Kaiser Friedrichs Heimgang (1888) 21
4. Zum Gedächtnis der Kaiserin und Königin Augusta (1890) . . . 31
5. Am 22. März 1890 35
6. Am neunzigsten Geburtstag des Grafen Moltke (1890) 42
7. An Moltkes Begräbnistag (1891) 52
8. Zum 25jährigen Jubiläum der „König Wilhelms-Schule" in Reichenbach (1893) 56
9. Anhang: Zwei Ansprachen am Kriegerdenkmal (I. 1875. II. 1876) 75

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1. Am Königsjubiläum.

(7. Januar 1886.)

Hochgeehrte Festgenossen! Liebe Schüler! Das Gestirn, das in diesen Tagen über unsrem preußischen und deutschen Volke stand, ist vorübergezogen, aber es leuchtet doch noch nahe genug, um seinen erhebenden Widerschein auch an diesen Ort und in diese Stunde fallen zu lassen. Das Fest unsres Königs zu begehen, des Tages uns dankbar zu erinnern, an dem er vor 25 Jahren zur Nachfolge an der Krone Preußen berufen ward, haben wir uns hier versammelt, zugleich der höheren Weisung gehorchend, die uns eine „der hervorragenden Bedeutung des Jubiläums entsprechende Schulfeier" zur Pflicht macht. Der Sinn dieser Weisung kann nicht der sein, daß die Schule mit Leistungen zu glänzen suche, für die Zeit und Kräfte diesmal in geringerem Maße zu Gebote standen als sonst. Aber es ist ihr schönes Vorrecht, so oft als möglich Zeugnis davon abzulegen, daß vaterländische Gesinnung in ihren Räumen gepflegt und lebendig erhalten wird, als Beweis für ihr eigenes Haushalten, wie zur Beruhigung für alle, die das Erbe einer großen Vergangenheit gesichert wissen möchten in den Händen des heranwachsenden Geschlechtes. Wie aber könnte vor allem eine Anstalt sich dieses Vorrechtes entäußern wollen, die den Namen unsres erhabenen Monarchen in ihrem Panier zu führen die Ehre hat; die täglich in der von ihrem Portal herableuchtenden Inschrift den Außenstehenden verkündet: „Ich bin des Königs Wilhelm"? Billig hat sie darum auch heute ihre Pforte geöffnet, und freut sich der Anwesenheit derer, die ihre Teilnahme an der großen und öffentlichen Feier nicht gleichgiltig gemacht hat gegen die bescheidene Gabe, die sie ihnen zu bieten vermag.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er anderen die Ehren des Sieges. Ihm, der nicht nach Lorbeern geizte, war es genug, daß die Erfahrung nun bewies, er habe das Rechte getroffen zum Besten des Vaterlandes; der Krieg selbst aber war zu unbedeutend, um die Einsetzung seiner Persönlichkeit auch auf dem Schlachtfeld von ihm zu fordern. Doch wenn die Befreiung Schleswig-Holsteins noch immer ein volkstümliches Unternehmen gewesen war, so konnte der Kampf, vor den sich König Wilhelm zwei Jahre später gestellt sah, um so weniger dafür gelten. Ihm selbst widerstrebte er in tiefster Seele; galt er doch Österreich, dem alten Waffengenossen, an den schon seit den Freiheitskriegen pietätvoll gepflegte Erinnerungen ihn banden. Da rang er wohl in heißem Gebet um Erleuchtung, aber er ging auch aus diesen schweren Stunden mit der klaren und hinfort durch nichts zu erschütternden Einsicht hervor, daß die Ehre seines Hauses, wie die Sicherheit seines Volkes ihm keine Wahl mehr übrig ließen. Weit schmerzlicher noch war ihm, daß in Preußen selbst so wenig Verständnis für das Gesetz der geschichtlichen Notwendigkeit, wie für die Kämpfe vorhanden war, die er selbst hatte bestehen müssen. Abgesehen von der Stadt Breslau, die zu ihrem ewigen Ruhm, aber fast allein ihm bezeugte, daß ihr Herz dort sei, wo die Fahnen ihres Königs wehten, sah er aus allen Teilen seiner Monarchie Adressen und Deputationen erscheinen, die ihn bestimmen sollten, den Krieg, der ja doch nur ein Bruderkrieg sei, zu vermeiden. Als ob es ihm um die Befriedigung soldatischer Eitelkeit zu thun gewesen wäre und nicht um die Rettung des Vaterlandes! Aber irre machen konnte ihn weder die Bitterkeit dieses Gefühls, noch die Empfindung des Bedauerns, die er mit den Bittenden teilte — und so vorwärts mit Gott, wenn nicht in der freudigen Begeisterung, die der Aussicht auf ein herrliches Ziel entspringt, doch in der den inneren Frieden sichernden Gewißheit, daß geschah, was geschehen mußte! Denn noch war es weit hin bis zu der Stunde, in der die Nation durch den Mund ihrer Dichter bekennen sollte:

Aber nun die Thräne nicht
Unsre Blicke mehr verdunkelt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jener Blitze falbes Licht
Hell, wie Sonnenaufgang, funkelt,
Preisen wir die Wetternacht,
Die Verderben einst geregnet,
Heil'ger Tempel Brand entfacht,
Aber rings die Flur gesegnet!*)

Aber dieser Krieg von 1866 mit seinen blitzesschnellen, wunderbaren Erfolgen rückte doch auch zum ersten Male wieder der Masse des Volkes seinen König persönlich nahe. Das Bild des greisen Monarchen, der trotz der Last seiner Jahre selbst nach dem Schlachtfelde geeilt war; der jetzt, wo es nichts Geringeres als Preußens Existenz und die Krone seiner Herrscher galt, an die Spitze derer trat, die beides verteidigten; der, hoch zu Rosse inmitten der springenden Granaten haltend, bereit erschien mit seinem Blute die höchsten Güter der Nation zu erkaufen; der mit Jünglingsmut vor seinen Reiterscharen dahinsprengte, um den errungenen Sieg zu krönen —: dieses Bild konnte seine Wirkung auf preußische Herzen nicht verfehlen. Bald sollte noch Größeres geschehen und die Persönlichkeit des ritterlichen Helden vollenden, als den die Welt ihn bereits zu bewundern begonnen hatte.

Frankreichs Ländergier, insbesondere die nach deutschem Grund und Boden, hatte niemals geruht und sie war lebhafter, denn je, erwacht, als die Niederlagen Österreichs und seiner Verbündeten eine gewaltige Stärkung der preußischen Macht zur Folge hatten. Weniger aber noch als die neu erworbenen Provinzen gönnte es uns den Triumph von Sadowa, der alle Siege ihrer Napoleone verdunkelte. Nach mancherlei vergeblichen Bemühungen, auf gütlichem Wege, und namentlich durch einen dem König Wilhelm angesonnenen Verrat an deutschem Recht und Interesse, die ersehnte „Entschädigung" zu erhalten, betrat es endlich den Weg offener Herausforderung und

*) Die gelegentlich eingeflochtenen Citate sind den Dichtungen des Verfassers: „Durch Nacht zum Licht" — „Königin Luise" — und „Unsere Toten" entnommen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eines frevelhaften, aber auch blutig an ihm gerächten Friedensbruches.

Das war im Sommer 1870, in Tagen, unvergeßlich für jeden, den Gottes Gnade gewürdigt hat, sie mit Bewußtsein zu durchleben — jenen Tagen,

Wo man die Trauben von den Dornen las,
Wo Deutschland einem Feld von Rosen glich!
Sie wuchsen auf in niegeschauter Lust
In jedem Herzen und an jeder Brust.
Es galt zu opfern — alles ward geweiht;
Es galt zu sterben — jeder war bereit;
Es galt zu siegen — doch des Sieges Preis
War Männerehre, nicht das Lorbeerreis.
Die Alten sprachen: mag's zum Scheiden gehn,
Nun unsre Augen diesen Tag gesehn!
Die Jungen jauchzten: sei gebenedeit,
Du wunderbare, du gewalt'ge Zeit!

Der erste große Gewinn aber, der dem gesamten Vaterlande damals neben seiner vorläufigen Einigung erwuchs, war der Einblick in das innerste Wesen Dessen, den Gott ihm zum Führer gesetzt hatte. Als der Telegraph die Botschaft von den Emser Vorgängen durch die Lande trug; als man erfuhr, wie König Wilhelm dem französischen Übermut mit Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit entgegengetreten war, auf das erste dreiste Wort aber, das eine Kränkung seiner Würde enthielt, die einem Mann und Fürsten zukommende Antwort erteilt hatte, da ging es wie ein Schlag durch alle Herzen im Süden Deutschlands, wie im Norden, und die Bewegung der Gemüter gipfelte in dem begeisterten Entschluß, nun auch Dem mit Gut und Blut zur Seite zu stehen, der entschlossen in seiner eigenen Ehre die des ganzen Volkes verteidigte. Die Gewalt der Ereignisse, die so mit einem Male den Preußenkönig in den Vordergrund stellten, ihn zum Helden der Nation machten — und wann hätte sie je einen würdigeren sich erwählt! — mag ein andres Wort aus jenen Tagen uns schildern:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Da war es leicht, was eben noch so schwer:
Das Volk der Zaudrer kannte sich nicht mehr,
Das Volk der Träumer war im Nu erwacht —
Wohl kam es anders, als der Feind gedacht!
Der hatte schlau den alten Trug gesät
Und seine Stunde listig ausgespäht,
Geschmeichelt hatt' er hier und dort gewarnt —
Von seinen Schlingen glaubt' er uns umgarnt.
Doch Bayerns König that den ersten Schlag:
„Den ich beschworen, halt' ich, den Vertrag!"
Und Baden blieb und Hessen nicht zurück,
Des Korsen Netz zerreißend, Stück für Stück;
Und rasch bewies das Land des Eberhard,
Daß seine Treue nicht zur Sage ward.
Ein Ruf erklang, ein Name war geweiht,
Ein Banner auserkoren für den Streit;
Und alles rief dem Hohenzoller zu:
Wir sind bereit — nun, Starker, führe Du!
Das war Herr Wilhelm, Preußens greiser Held,
Der fromme Sieger auf dem Böhmenfeld:
Sein Ems verließ er, seinen Ruheport,
Wo Bubenhand ihm an das Haupt gerührt,
Sein Ems, wo mit dem schlichten Manneswort
Er jenem Gaukler gab, was ihm gebührt.
Heimkehrend fuhr er durch sein Reich im Flug,
Doch war's ein glänzender Triumpheszug,
Wo allenorts die Liebe ihn empfing,
An seinem Aug', an seinen Lippen hing.
Mit Blumen grüßte, wie zum Festtag, ihn
Das kalte, das besonnene Berlin;
Entgegen strömt' ihm seiner Bürger Meer,
Auch sie ein treues, sturmerprobtes Heer.
Und als er dann, umwogt von ihren Reih'n,
An seines Schlosses Rampe sinnend stand,
Mit feuchtem Blick und dankerhobner Hand,
Da fühlt' er's tief: ich stehe nicht allein!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und als ihm schwur des Nordens Parlament,
Daß nichts von ihm die treuen Seinen trennt,
Als Deutschland jauchzte, wie aus Einem Mund,
Da gab er freudig seine Hoffnung kund.
„Ich weiß" — so sprach er — „diesem blut'gen Streit
Entblüht des Vaterlandes Einigkeit,
Und ich vertraue, daß es ihm gelingt,
Dem Treu' um Treu' mein Herz entgegenbringt;
Doch wird sich's ziemen, daß zu Gottes Thron
Mein Volk mit mir am Kampfesmorgen fleht!"
Da ward der erste Donner — Glockenton,
Der erste Ruf der Schlachten war — Gebet!
Und alle Gaue beugten Dem die Knie,
Der allezeit dem Rechte Sieg verlieh!

(Schülerchor: „Die Wacht am Rhein".)

Ja, alle wollten Hüter sein und sie waren es nicht umsonst. Sieg folgte auf Sieg in unerhörter Folge; Deutschlands Grenzen wurden befreit und seine Waffen tief in das Gebiet des Feindes hineingetragen; alte deutsche Länder wurden wiedergewonnen und zuletzt auch die Zeichen uralter, schmerzlich beklagter und nun mit unaussprechlichem Jubel begrüßter Herrlichkeit: Kaiser und Reich. Und wiederum hatte an der Spitze der Sieger König Wilhelm gestanden; als oberster Führer der gesamten deutschen Heeresmacht schicksalsschwere Entscheidungen fassend, mit seinen Tapferen nicht bloß Entbehrungen und Anstrengungen teilend, sondern auch die Stunde der Gefahr, wie im Granatfeuer von Gravelotte. Aber Mut und Ausdauer machen doch nicht allein den Helden, noch weniger glänzende Erfolge. Zu den Kennzeichen echter Ritterlichkeit gehören von jeher neben der Furchtlosigkeit vor den Menschen die Demut vor Gott, das fühlende Herz, das die Wunden betrauert, die der Arm zu schlagen gezwungen ist, das stets bereit ist, die Schwachen zu schützen, Dankbarkeit zu üben an den wackren Genossen und Großmut am besiegten Feinde. Und wann hätte König Wilhelm jemals eine dieser herrlichen Eigenschaften ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

leugnet? Er, der niemals seine eigene Ehre suchte, sondern auch nach den gewaltigsten Triumphen Gott allein die Ehre gab und seine Kniee vor ihm beugte; der, was er sichtlich Großes erreicht, stets auf das Verdienst seiner Berater und Mithelfer zurückzuführen bemüht war; der nicht nur als Christ verzieh, wo man ihn persönlich zu kränken bereit gewesen war, sondern Schonung übte, Böses mit Gutem vergalt; der dem unglückseligen Lande, das ihm und seinem Volke so schwere und schmerzliche Opfer auferlegte, nicht als zürnender Rächer und Richter, sondern mit dem Blick der Milde gegenübertrat und seinen vom verdienten Schicksal ereilten, tiefgebeugten Herrscher königlich empfing und als König behandelte? Ein Herz aber, das solche Tugenden übte, konnte wohl bluten beim Anblick der Schrecken und Verwüstungen des Krieges, aber es durfte sich zugleich frei wissen von jeder Schuld. Und der ritterliche Held, der selbst in Feindes Land Erinnerungen an seinen Edelsinn zurückließ, konnte frei und freudig die Huldigungen empfangen, die ihn bei der Rückkehr in das eigene begrüßten.

(Vortrag patriotischer Gedichte durch Schüler.)

Und nun also: Deutschlands Kaiser! Geschmückt mit unvergänglichen Lorbeern, von allen Stämmen der wiedergeeinten Nation mit Jubel begrüßt als der Erneurer des Reichs, hätte König Wilhelm wohl meinen dürfen, das Werk seines Lebens sei vollbracht, und was im Innern noch zu schaffen und zu bessern sei, dürfe er, der Vierundsiebzigjährige, mit Fug und Recht seinen Nachfolgern überlassen. Aber des edlen Herrschers Meinung war eine andre. Nur vermehrt hatte sich ihm die Summe seiner Pflichten, nur erweitert der Kreis Derer, denen als Fürst zu dienen ihm Gott die zwiefache Krone auf das Haupt gesetzt. Und mit einer Spannkraft und Freudigkeit, die selbst nach allem bereits Geleisteten staunenswert erscheinen mußte, schritt er seitdem von Aufgabe zu Aufgabe, auch vor der schwersten nicht verzagend, unablässig des Gebetes eingedenk, mit dem er am 17. Januar 1871 seine Kaiserproklamation zu Versailles geschlossen: „daß Gott ihm verleihen wolle, allezeit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mehrer des Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt und Gesittung." Und so ist aus dem ritterlichen Helden, dem Sieger in hundert Schlachten, der große Fürst des Friedens, der wahrhafte Vater seines Volkes geworden. Nach außen hin unablässig bemüht, jeder kriegerischen Verwicklung, auch zwischen fremden Ländern, vorzubeugen, hat er in Gemeinschaft mit seinem großen Kanzler seit 15 Jahren erfolgreich und ohne Schwertschlag alle Gefahren beseitigt, womit Neid und angeborne Feindschaft das junge Reich bedrohten. Innerhalb der so gesicherten Grenzen aber streut er die Saaten seiner Liebe täglich mit vollen Händen aus. Keine Sorgen und Schmerzen sind so groß, daß er nicht darauf bedacht wäre, sie zu lindern; kein Leidender ist so gering, daß er nicht, wo er seiner gewahr wird, sich zu ihm niederbeugte und wenigstens durch das Gefühl seiner Teilnahme ihm Trost zu spenden versuchte. Wie er in Österreich und Frankreich täglich am Lager seiner verwundeten Krieger erschien, so tritt er jetzt noch täglich im Geiste vor sein Volk und giebt ihm die Gewißheit, daß, soweit menschliche Hilfe für die Kämpfe des Lebens vorhanden ist, sein König und Kaiser dazu beitragen will, sie zu schaffen. Wer aber einen Hauch jenes Geistes verspüren will, dem solche Gedanken der Fürsorge und Treue entspringen, der muß das schlichte Eckzimmer des Königspalastes in Berlin betreten, wo die rings um den Arbeitstisch des Monarchen aufgelegten Schriften und Bücher den weiten und doch durch das eine Band zusammengehaltenen Kreis seiner Interessen bekunden, wo die der arbeitsamen Hand dienenden Werkzeuge unmittelbar die Vorstellung hingebender Thätigkeit erwecken, nicht zu gedenken der zarten Sorgfalt, mit der die von dankbarer Liebe gewidmeten Gaben ringsum bewahrt und gehütet werden.

Wohl hat es König Wilhelm auch in diesem Teil seiner glorreichen Regierung nicht immer leicht gefunden, den Pflichten des Herrschers, wie er sie auffaßt, zu genügen. Nicht nur, daß bedauerliche Irrungen und Kämpfe auf religiösem Gebiet die Gefahr herbeiführten, einen Teil seines Volkes ihm ab-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wendig zu machen, daß die politische Leidenschaft, zumal die gegen seinen treuesten und verdientesten Ratgeber sich wendende, sein Herz aufs tiefste verwundete: er mußte es auch zweimal erfahren, daß aus der Mitte seines Volkes eine verbrecherische Hand die Mordwaffe gegen ihn selbst erhob, das zweite Mal mit beklagenswertem Erfolg. Wer hätte es ihm verdenken wollen, so wenig vom Tyrannen er zu besitzen schien, wenn er doch jetzt hart und bitter geworden wäre, wenn er wenigstens angefangen hätte, der Kraft einer Liebe zu mißtrauen, die ihn nicht einmal vor einem blutigen Schicksal hatte schützen mögen? Aber nichts von alledem. Noch von seinem Schmerzenslager aus ließ er sein Volk — die Seinen — es wissen, daß keine Macht zwischen ihn und sie treten könne, daß er, wie von jeher, so auch ferner ihnen vertraue. Und in den Tagen langsamer Genesung forschte er nach den Quellen, aus denen so Furchtbares entsprungen war, fragte er weniger nach den eigenen Wunden, als nach den Wunden und Schäden, an denen die Volksseele kranken mußte, und die zu heilen er sich gerade durch die herbste Erfahrung seines Lebens berufen fühlte. Die Antwort auf jene verräterischen Schüsse in den Straßen zu Berlin war die unvergleichliche Botschaft vom 17. November 1881, in der der 85jährige Monarch sich „vor Gott und Menschen dafür verantwortlich" erklärte, daß den Leidenden und Schwachen ihre Last erleichtert und im Geiste christlicher Liebe der Staat auf eine neue Bahn gesellschaftlicher Entwicklung geführt werde.

Es giebt kein größeres Glück für ein Land, als den Besitz eines Herrschers, den es lieben und achten darf. Aber es giebt auch kein höheres Gut für einen Fürsten, als sich getragen zu wissen von der begeisterten Zuneigung und Hingebung seines Volkes. Und freilich wird König Wilhelm geliebt, wie kaum ein Fürst zuvor. Wo sein Name ertönt, da schweigt der oft so grimmige Hader der Parteien, da beugt sich alles in Ehrfurcht dem greisen Manne, dessen blaues Auge so freundlich zu blicken, dessen Mund auch mit dem schlichtesten Worte das Herz zu treffen weiß und der doch in einer persön-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichen und fürstlichen Majestät einherschreitet, wie kein zweiter Monarch der Erde. An seinem Leid wie an seinem Glück nimmt alles teil, wie an dem des eigenen Vaters. So suchte das nationale Empfinden, Trauer und Freude jenes verhängnisvollen Jahres 1878, in den Worten Ausdruck:

O grausige Tage des Juni und Mai,
O deutscher Ehren Wunde!
Wie rang sich's jäh, ein einziger Schrei,
Von der Tausende bebendem Munde!
Wie warfen wir, Grimm in den Herzen, traun,
An Gottes Altären uns nieder!
Ihr grollenden Männer, ihr weinenden Frau'n,
Wir haben Ihn wieder, Ihn wieder!

Und Trauer und Freude klangen in das Gelübde aus:

Nun, Kaiser und Herr! wir stehen bereit
Für Dich zu allen Stunden,
Wir schwören's bei Deiner Herrlichkeit,
Wir schwören's bei Deinen Wunden!
Und kann die Liebe nicht andres noch
Zu wenden das Verderben,
So kann sie beten und kämpfen doch,
Und, wenn es sein muß, sterben!

So nahm Preußen und Deutschland allezeit innigen Anteil auch an dem Familienglück des geliebten Fürsten, von dem ja das eigene nicht zu trennen war, und als — ein neues Wunder von Gott in dieser wunderbaren Epoche — dem angebeteten Herrscher die Freude beschieden ward, mit leiblichen Augen den Urenkel zu erblicken, den vierten in der Reihe jetziger und künftiger Monarchen, die heute in Fülle der Kraft oder der Hoffnungen neben einander dastehen, da jubelte es ihm zu durch den Mund seiner Dichter:

Nun sei getrost, mein Kaiser, getrost und hochbeglückt,
Daß frisches Grün die Reiser der Zollerneiche schmückt,
Daß in dem Licht des Maien, der rings die Flur erneut,
Die Knospen sich befreien und ihre schönste heut!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nun sei getrost, es kündet der Tag es hell und laut:
Was mächtig Du begründet, es ward mit Gott gebaut;
Nie wird des Segens Wolke, des Schutzes ehrnes Schild,
Nicht fehlen Deinem Volke der Führer stark und mild!

Aber bedeutsamer noch als die Anhänglichkeit derer, die sich geliebt wissen, muß es erscheinen, wenn auch in den Reihen der Feinde ein warmes Wort fast widerwilliger Anerkennung erklingt, wenn, wie erst kürzlich geschehen ist, ein Führer der politischen Richtung, die sich so oft mit leidenschaftlichem Hasse gegen alles in Staat und Gesellschaft Bestehende wendet, es als Pflicht empfindet, den Einen auszunehmen von der allgemeinen Verurteilung und seinen Hörern zuzurufen: „Wenn Kaiser Wilhelm wüßte, wie schlecht es euch ergeht, es würde anders werden!" Ist dieser Äußerung auch von vielen Gesinnungsgenossen heftig widersprochen worden, so bleibt sie doch nicht minder ein ergreifendes Zeugnis dafür, daß die Liebe und Treue eines Fürsten auch Abgründe auszufüllen und eherne Schranken zu durchbrechen vermag.

Und vor ein solches Bild, meine lieben Schüler, seht Ihr insbesondere euch heute gestellt. 25 Jahre unermüdlicher Pflichterfüllung predigen deutlicher, als die begeistertsten Worte es vermögen, und sie würden es thun, auch wenn sie nicht von einem Segen und Erfolg gekrönt worden wären, dem die Geschichte Gleiches nicht an die Seite zu setzen weiß. Aber ihr müßt euch auch predigen lassen durch solches Vorbild eures königlichen Herrn. Und ihr dürft das Zeugnis seines Strebens und Wirkens nicht hinnehmen, als sei es nur Denen entgegenzuhalten, die als reife Männer in einem Amt und Berufe stehen. König Wilhelm hat nur darum so Großes erreicht, weil er schon in frühester Jugend mit aller Kraft an sich selber, an seiner geistigen und sittlichen Vervollkommnung gearbeitet hat. Das Gelübde des achtzehnjährigen Prinzen: „Mein fürstlicher Stand soll mich immer an die Verpflichtungen, die er mir auferlegt, erinnern . . . Meine Kräfte gehören der Welt und dem Vaterlande . . . Die Vergnügungen des Lebens will ich in Unschuld genießen, nie aber diesen Genuß zu einer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wichtigen Angelegenheit machen . . . Jeden Tag will ich mit dem Andenken an Gott und meine Pflichten beginnen und jeden Abend mich über die Anwendung des verflossenen Tages sorgfältig prüfen" . . . dieses Gelübde ist redlich gehalten worden, nicht nur in den 25 Jahren eines ruhm- und preisgekrönten Herrscherlebens, sondern in der langen ihnen vorausgehenden Zeit stillen und selbstverleugnenden Wirkens. Wehe dem Knaben und Jüngling, der nicht an solchen Gedanken sich zu begeistern und in ihnen sein Ideal auch für die Jahre des Werdens und Lernens zu erblicken vermöchte! Helden und große Männer können nicht alle sein, aber auch im engsten Kreis, an der bescheidensten Stelle wird eine ganze und volle Menschenkraft gefordert, die nur demjenigen erwächst, der schon frühe durch die Zucht regiert wird und sich regieren läßt. Das ist altpreußische Tradition, das ist das Vorbild eures Fürsten!

Wir alle aber wollen uns vereinigen in dem Rufe: Heil unserm Könige! Heil Ihm, der nicht nach der Ehre vor Menschen fragend, still und bescheiden nur seine Pflichten, die größte wie die kleinste, zu erfüllen bemüht war! Heil Ihm, der aus dem Gefühl seines höchsten Glückes die Kraft zu neuem Wirken schöpft und darum in diesen Tagen den Dank an sein Volk in diese Worte fassen durfte: „Solche Zeugnisse von Anhänglichkeit und Verehrung stärken Mich in Meinem hohen Alter zu weiterer Ausübung Meiner fürstlichen Pflicht für die Zeit, welche Mir hienieden noch beschieden sein wird!" Heil Ihm und — so bitten wir doppelt innig um dieses letzten Wortes willen — noch ein langes Leben durch die Gnade des Allmächtigen! Heil Ihm in der Krone christlicher Demut! Heil Ihm im Siegerkranz!

(Gesang der Preußenhymne.)

König Wilhelm, unser König, der edelste und der geliebteste der Fürsten, er lebe hoch!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2. Bei der Enthüllung des Kaiserbildes.*)

(22. März 1887.)

Geehrte und liebe Festgenossen! Ein Tag wie der heutige ist unsrer alten Erde wohl noch niemals beschieden gewesen und wird ihr in kommenden Jahrtausenden schwerlich wiederkehren. Rosen und Lorbeer hat er zu Einem Kranze gewunden — die Rosen unverwelklicher Jugend und den Lorbeer unvergänglichen Ruhms. Und in diesen schwellenden Rahmen stellt er eine Persönlichkeit, so groß und schlicht zugleich, daß alles, was sonst irdische Herrlichkeit heißt, neben ihr verschwindet, und daß doch das demütigste Herz, der bescheidenste Sinn zu ihr wie zu einer lieben und vertrauten aufzublicken vermag.

Und wenn heute, am neunzigsten Geburtstage König Wilhelms, die Welt mit neuer Bewunderung sich vor ihm beugt, wenn ein Schauer der Ehrfurcht fremde, ja feindliche Völker ergreift, so wissen wir, wo diese Empfindungen, mit treuer Liebe vereint, am mächtigsten sich regen. Europas Fürsten und Fürstenkinder sind gekommen, um dem weisen und edlen Herrscher in seiner Hauptstadt zu huldigen; wir Preußen und Deutsche haben ein Anrecht an ihn vor allen Großen der Erde und in den Dank gegen den gewaltigen und gnädigen Gott, der uns heute ein neues Zeichen gegeben hat, mischt sich der freudige Stolz darüber, daß Er, den man feiert, der Unsre ist.

Der Unsre! — so dürfen auch wir ihn nennen und mit doppeltem Recht an einer Stätte, die von jeher den Namen König Wilhelms trägt. Und müssen wir, gleich so vielen Millionen, darauf verzichten sein leibliches Antlitz zu schauen —

*) „Wilhelm der Erste, von Gustav Richter." — Das Original ist Eigentum der König Wilhelms-Schule zu Reichenbach i. Schl.; 20 000 Abzüge desselben hat das preußische Ministerium an Seminare und Volksschulen des Staates geschenkt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heute, wo wir so gern, wie die Kinder ihrem Vater, Worte des Segens und der dankbaren Verehrung ihm entgegenriefen, so wird er doch in einem Bildnis vor uns erscheinen, das, eines Meisters kunstreiches Werk, fast unmittelbar der lebendigen Gegenwart entnommen ist. Im Namen der verdienten Männer, die diese Anstalt begründet und nun mit einem neuen wertvollen Schmuck bedacht haben, im Namen und Auftrag meines höchsten Vorgesetzten übergebe ich dieses Bild jetzt meiner lieben Schule zur Verherrlichung unsrer heutigen Feier, zum dauernden Gedächtnis dieses großen Tages!

(Die Hülle fällt.)

Strömt es nicht von diesen teuren Zügen über uns alle wie ein warmes herzerquickendes Licht? Das ist die Stirn voll Hoheit und Güte, mehr, als durch die Kränze des Schlachtenruhms, durch die Zeichen geehrt, die ein langes Leben voll rastloser Arbeit im Dienste des Vaterlandes, die sechsundzwanzig Jahre eines wunderbar gesegneten, aber auch prüfungsreichen Herrscheramtes darauf zurückgelassen haben!

Das sind die Augen, die schon einmal über diesem Lande strahlten — damals aus dem Antlitz der holdseligsten Frau — Quellen des Trostes für ein schmerzbeladenes Haus und Volk, Zeugen eines glaubensstarken Gemütes, das durch alle finsteren Gewölke der Gegenwart hindurch den Stern Preußens und Deutschlands suchte und ihn aufgehen sah in neuer Herrlichkeit. Heute, wo Kaiser Wilhelm die Hoffnung seiner Mutter erfüllt hat, blicken diese Augen noch immer so freundlich und warm, nur daß sie frei sind von dem Schatten, der sie einst verdunkelte, und daß sie Kunde geben von einem Herzen, das nicht nur gut, sondern auch glücklich ist!

Das ist der Mund, der inmitten der glänzendsten Triumphe demutvoll bekannte: „dem Herrn allein die Ehre!“ — der dem geringsten Unterthan mild und menschlich begegnet und der doch nie gezögert hat Worte von welterschütternder Bedeutung auszusprechen, sobald es die Ehre, die Freiheit und Größe des Vaterlandes galt!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das ist die ehrwürdige Gestalt, gekleidet in den Waffenschmuck des reisigen Preußens, den nie ein Besserer trug, und doch in ihrer ganzen Haltung bezeugend, daß sie lieber segnend und friedebringend zur Menschheit sich neigt, als daß sie kampfgerüsteten Heeren voranschreitet, wäre es auch in der Führung des gerechtesten Krieges!

Und so möge denn dies Bildnis, in weltgeschichtlicher Stunde geweiht, hinfort leuchten über diesem Orte als ein bedeutungsvolles Symbol, und alle Generationen, die lernend und lehrend hier verweilen, mahnen zur Treue, zum Gehorsam, zur Menschen- und Vaterlandsliebe!

Er selbst aber, der teure und allverehrte Herrscher, sei jetzt mit den Klängen des Liedes begrüßt, das, einst die Königshymne des Preußenlandes, nun auch dem deutschen Kaiser Heil und Segen aus Mund und Herzen des gesamten Volkes verkündet!

---

3. Nach Kaiser Friedrichs Heimgang.*)

(30. Juni 1888.)

Werte Trauerversammlung! Als vor wenigen Monden der erste deutsche Kaiser aus den Reihen der Lebendigen schied, da war unser Schmerz keine einzige, ungemischte Empfindung. Wohl flossen unsere Thränen — nie ist ein Fürst heißer beweint worden, als Wilhelm der Erste. Aber die Ehrfurcht gebot allen selbstsüchtigen Gefühlen Halt: Ehrfurcht vor dem Greise, der ein Tagewerk vollbracht, wie kaum ein Sterblicher vor ihm, und der ein Recht hatte auf die ewige Ruhe; höhere vor dem gnädigen und gewaltigen Gott, der ihn gesetzt hatte zum unermeßlichen Segen für sein Volk und die Welt und der ihn nun zur Vollendung geführt, freilich in einer Zeit, in der wir seiner weniger denn jemals entbehren wollten. Und

*) Bei der Trauerfeier für Kaiser Wilhelm zu sprechen, war der Verfasser durch Krankheit verhindert. Doch vgl. Nr. 5.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenn wir nicht murren durften, so gaben wir auch nicht auf. Wir gedachten der Alten, die ihre Herrlichsten unter die Sterne oder in den Kreis der Götter versetzten. Ein Romulus starb nicht, sondern waltete, vom heiligen Blitzstrahl entrückt, fortan als Quirinus über seinem Volke. Und wenn wir gleich Elisa, der den Führer seines Stammes und seiner Jugend in Flammen gen Himmel fahren sah, trauernd ausriefen: Vater, mein Vater! Wagen Israels und seine Reiter! so sahen wir doch auch, gleich ihm, die Ewigkeit offen und Den mit der himmlischen Krone geschmückt, der die irdischen mit so unvergleichlicher Hoheit getragen hatte.

Und abermals ist uns ein Kaiser gestorben. Wieder hat sich an einer Trauerstätte des Hohenzollernhauses all der düstere Prunk entfaltet, der die Mächtigsten der Erde zu ihrer letzten Ruhe geleitet. Zwischen lodernden Feuerbecken, durch schwarzausgeschlagene Thore ist der Purpursarg dahingeführt worden, umgeben von den Insignien der Herrschaft, gefolgt von Königen und Fürsten, von Regimentern im Waffenschmuck mit umflorten Fahnen und Standarten; Salven und Kanonendonner sind der Abschiedsgruß des Heeres, Trauergewänder und die Thränen von Tausenden der Scheidegruß des Volkes gewesen. Noch zeigen alle Städte und Dörfer die Symbole des Todes; noch senden täglich die Glocken von den Türmen ihre erschütternde Mahnung durch das Land. Aber unser Schmerz, unsere Wehmut tragen diesmal einen anderen, rein menschlichen Charakter. „Kaiser Friedrich" als Träger der höchsten irdischen Herrlichkeit war uns kaum nahe getreten, der Name ein fremdgebliebener Laut. Aber es giebt kein deutsches Herz, in dem nicht seit langen Jahren die leuchtende Gestalt des Kaisererben einen Platz gefunden hätte — „Kronprinz Friedrich Wilhelm" war der Unsre im schönsten Sinne des Wortes. Und als er nun heimging, ohne die Hoffnungen, die wir auf ihn gesetzt hatten, zu erfüllen, da empfand es ein jeder von uns, als sei ihm der Nächsten und Teuersten einer entrissen worden. Liebe band uns an ihn und die Liebe höret nimmer auf, wenn auch Ehre und irdischer Glanz, wenn auch das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leben selbst aufhört, dem diese Liebe galt. Und so wollen wir denn auch jetzt im Lichte menschlichster Empfindung die edle Gestalt unsres jüngst entschlafenen Herrn an uns vorübergehen lassen, der so gern ein Mensch mit Menschen, ein Bürger mit Bürgern war.

Wohl hat Kaiser Friedrich auch als Kriegsheld geglänzt und seinen Namen mit unauslöschlichen Lettern in die Bücher der Geschichte eingetragen. Eben heute haben wir Anlaß uns seiner ersten Lorbeern zu erinnern, die er vor 22 Jahren in unsrer unmittelbaren Nähe errang. Als Befehlshaber der schlesischen Armee hatte er am 27. Juni 1866 den gewaltigen Entscheidungskampf um die Führerschaft in Deutschland eröffnet; hoch zu Roß war er mit seinen kampfesmutigen Truppen in die Gefilde Böhmens eingedrungen und hatte in zerschmetternden Stößen, bei Nachod, bei Skalitz, bei Soor die österreichische Macht zu Boden geworfen, am 30. Juni die getrennt kämpfenden Corps nach diesem ersten Siegeslauf zusammengefaßt. Und noch Größeres erwartete ihn. Der 3. Juli kam und mit ihm die Stunde des Schicksals, zunächst die der höchsten Gefahr. Dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm aber war es vergönnt die Wolke zu zerstreuen, die verderbendrohend über Preußen, über seinem Heer und seinem Volke hing. Nach meilenweitem Marsch voll unsäglicher Beschwerde, immer voran, durch Wort und Beispiel die Ermüdenden anfeuernd, erreichte er das Schlachtfeld von Sadowa in dem Augenblick, wo König Wilhelm sorgenvoll nach seinen letzten Reserven sich umsah. Unwiderstehlich war sein Angriff; im Sturme vordringend durch den Regen der Geschosse, durch Rauch und Flammen nahm er die Höhen von Chlum und damit das Centrum der feindlichen Stellung; aus seinen furchtbaren Positionen geworfen, entscharte sich vor ihm das Heer Benedeks im Gefilde. Der That entsprach der Dank des königlichen Vaters und Kriegsherrn. Noch am Abend des 3. Juli dem Sieger auf der Walstatt begegnend, schmückte dieser ihn eigenhändig mit dem höchsten Militärehrenzeichen der preußischen Krone, dem Orden pour le mérite, dem er nach dem Friedensschluß noch eine besondere,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nur für ihn und den tapfren Prinzen Friedrich Karl bestimmte Auszeichnung hizufügte „als Anerkenntnis Deiner ruhmreichen Kriegsführung", wie es in dem Handschreiben hieß, das sie begleitete. Aber auch der „siebentägige" Krieg mit seinen erstaunlichen Erfolgen war nur ein Vorspiel des gewaltigeren Kampfes gewesen, der vier Jahr später den jahrhundertelangen Hader zweier durch stets sich erneuernde Verschuldung des unruhigeren und eitleren getrennten Nachbarvölker zum Vorteil und zur unsterblichen Ehre des deutschen Namens entscheiden sollte. Und wieder war es dem Kronprinzen von Preußen beschieden die ersten und, neben wenigen, die schönsten Lorbeern zu pflücken. Unter seinen Augen und unter seiner Leitung wurden die Schwerter des Nordens und Südens: Preußens und seiner sächsischen, bayrischen, württembergischen, badischen Verbündeten, die vor wenigen Jahren noch feindlich gegen einander gekehrt gewesen waren, in eins geschmiedet, zu einer Waffe, die sich fortan als unzerbrechlich und unüberwindlich erwies. Als er, im Feuer von Weißenburg mit der historischen Tabakspfeife haltend, auf die Spitze des Gaisberges als den Schlüssel der feindlichen Stellung wies; als er am blutigen Tage von Wörth den siegesgewissen Herzog von Magenta, den Abgott der Pariser, niederwarf; als er durch geschickten Flankenmarsch die Hauptarmee deckte, sodaß diese für die entscheidenden Augustschlachten sicheren Raum gewann; als er — ähnlich wie bei Königgrätz — sein Heer rechtzeitig auf die Höhen von Sedan vorstürmen ließ, um den eisernen, die Gegner erdrückenden Ring zu schließen; als er die Umfassung von Paris in siegreichen Gefechten vollendete —: stets und überall legte er den gleichen Mut, die gleiche Umsicht, Kaltblütigkeit und Entschlossenheit an den Tag, Eigenschaften also, die den höchsten Ruhm des Führers und des Soldaten bilden. Mit Recht durfte daher ein so strenger und unparteiischer Richter, wie König Wilhelm, in einem Kabinettsbefehl vom 28. Oktober 1870, in dem nur der rührende Schluß zugleich den Empfindungen des Vaters Ausdruck giebt, dem Sohne nach der sachlichen Aufzählung seiner Verdienste erklären: „Das alles zusammen genommen bezeichnet

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den großen, den glücklichen Feldherrn", und weiterhin: „Dir gebührt daher die höchste Stufe des militärischen Ranges".

Als Generalfeldmarschall, in einer Würde, die niemals zuvor ein Prinz aus dem Hause Hohenzollern bekleidet hatte, ein Held unter den Helden und als solcher gefeiert von allen deutschen Lippen, war Friedrich Wilhelm an der Seite des neuen deutschen Kaisers und als dessen Erbe eingezogen in die Hauptstadt des Reiches. Herzen, deren Idol der Kriegsruhm ist, werden auch durch die höchsten Triumphe nicht dauernd befriedigt; unersättlich jagen sie von Erfolg zu Erfolg. Und für den „Kronprinzen des Deutschen Reichs und von Preußen" kam zu der Fülle der erworbenen, auch künftige Kränze verheißenden Lorbeern und zu der grenzenlosen Begeisterung des Heeres und Volkes, auf die er selbstsüchtige Zukunftspläne hätte bauen können, noch etwas hinzu, was ihm eine Versuchung sein mußte, wenn er zum gewöhnlichen Schlage der Menschen gehörte. Die Natur selbst schien ihn zum Helden und Kriegsmann bestimmt zu haben. Der Vergleich mit Siegfried ist oft gemacht worden, aber wer den herrlichen Fürsten gesehen hat in den Jahren seiner jugendlichen Männlichkeit, 1870 und noch lange Zeit nachher, der wird zugeben, daß kein treffenderer möglich war. Diese hochragende Gestalt, dieses mächtige von blondem Haupt- und Barthaar umwallte Haupt, dies Antlitz mit seiner gesunden Farbe und den blauen Augen, die aus ihm niederstrahlten, dazu alles an ihm Kraft und Frische und elastische Bewegung — so erschien er als das Urbild des streitbaren, kampfesfreudigen Germanentums. Und welcher Aufzug hätte einer solchen Erscheinung besser angestanden, als der weiße Waffenrock seiner Kürassiere oder der blaue seiner Dragoner, der blitzende Adlerhelm auf dem Haupt und der Pallasch in der Rechten, dazu das schaumbedeckte Schlachtroß, auf dem er dem Heersturm der Krieger voranritt? Aber in dieser Siegfriedsbrust schlug — so lange nicht die Pflicht es stählte — ein weiches, den Frieden liebendes Herz. Tapfer zu sein, Leib und Leben freudig in die Schanze zu schlagen, wenn Vaterland und Ehre es heischten, war das selbstverständliche

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erbteil seines Hauses. Aber niemandem war der Anblick zertretener Fluren, einer leichenbedeckten Walstatt verhaßter als ihm. Wenn es von ihm abhing, dann brach kein Auge im Schlachtgewühl, weinte keine Mutter um den gefallenen Sohn. Und was er nicht hindern oder vermeiden konnte, das milderte er doch nach Kräften. „Beim Kronprinzen ist es gut sein," schrieb 1870 eine Soldatenmutter, „da ist kein rücksichtsloses Aufopfern von Menschenleben; ein jeder Mann hat dort seinen Wert." Auch dem Feinde bewies er Großmut und bis auf diesen Tag hat man im Lande der Besiegten des schönen deutschen Königssohnes nicht vergessen, der so freundlich zu trösten und so hochherzig zu schonen verstand. Am bezeichnendsten aber für den Grundzug seines Wesens ist die Art, wie er mit andern, mit allen Ständen, von den höchsten bis zu den niedrigsten, verkehrt. Da ist alles unmittelbar, rein menschlich und ungezwungen, ohne daß doch diese imponierende Persönlichkeit fürchten müßte, sich etwas zu vergeben. Auch im Kriege verleugnet sich diese Neigung nicht. Streng zu sein gegen seine Untergebenen wie gegen sich selbst; Schlachten zu schlagen und den letzten Hauch von Roß und Mann daran zu setzen, damit ein strategisches Ziel erreicht werde, das ist seine Pflicht und er erfüllt sie ohne Vorbehalt und Einschränkung. Aber nach Ablauf des harten Dienstes, der blutigen Arbeit durch ein freundliches, fröhliches Wort zu erquicken, Anerkennung oder Teilnahme zu spenden und aufzurichten, wo es not thut, das ist ihm Herzensbedürfnis und offenbar der erwünschtere Teil seiner Aufgabe. Ein bayrischer Offizier berichtet über ihn aus dem Felde, daß den Leuten jedesmal das Herz aufgehe, wenn der Kronprinz von Preußen mit ihnen spreche, ebenso, wie ihm selbst. „Es begegnete ihm" — so fährt er wörtlich fort — „als er einem Gemeinen eine seltene militärische Auszeichnung überreichte, daß er in seiner Freude den Tapfersten unter Tapfern beim Kopf nahm und küßte. Es war durch einige Augenblicke lautlose Stille, den Leuten zitterten die Gewehre in der Hand." Und wie die „Leute" selbst über ihn dachten, das spiegelt sich am besten in der verbürgten Äußerung des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

treuherzigen Weißenburger Mitkämpfers — ebenfalls eines Bayern — wider, der im Dialekte seiner Heimat dem bewunderten Führer versicherte, daß, wenn Seine Königliche Hoheit sie anno 66 angeführt hätte, es den „Malefizpreußen" übel ergangen wäre.

Diese fröhliche Art eines reinen und wohlwollenden Gemütes aber haben auch diejenigen, die nicht unter seinen Fahnen gefochten haben, reichlich kennen gelernt. Und mehr als das: wir alle haben hundertfach Gelegenheit gehabt zu erfahren, daß diese Lippe, die sich so gern im harmlosen Scherz gefiel, auch Worte von tiefster Bedeutung zu sprechen, auf die höchsten Ideale der Menschheit mit Nachdruck hinzuweisen verstand. „Möge uns" — so mahnte Kronprinz Friedrich Wilhelm bei der Festfeier zur Vollendung des Kölner Doms — „möge uns allen dieses Werk eine Mahnung sein, jetzt und immerdar festzuhalten an unseren nationalen Gütern, an deutschem Sinn und Wesen, an deutscher Gottesfurcht, an deutschem Ernst in Kunst, Gewerbe und Wissenschaft, und möge es ein Sinnbild sein und bleiben der deutschen Treue und Einheit. Wie das ganze Vaterland teil an ihm hat, so möge es bis in die fernsten Zeiten dauern, ein deutsches Werk, zur Erhebung eines großen, glücklichen, in Frieden geeinten Volkes!" Den Studierenden der Königsberger Universität sagte er im Jahre 1885: „Wir Älteren vertrauen, daß unser junges Geschlecht allezeit stark sein möge an echtem deutschem Sinne, um in Eintracht, in Gottesfurcht und im Geiste schöner Menschlichkeit das Werk zu vollenden, das wir dereinst ihm hinterlassen." Und vor kaum zwei Jahren noch erklangen aus seinem Munde bei der 500jährigen Jubelfeier der Heidelberger Hochschule die herrlichen Worte: „Je höhere Gipfel in der Wissenschaft und im geschichtlichen Leben emporgestiegen sind, je stolzere Ziele winken, desto größerer Besonnenheit und Selbstverleugnung bedarf es. Die Wünsche und die Zuversicht, die ich heute der Ruperto-Carola entgegenbringe, umschließt der Zuruf an Lehrer und Schüler, eingedenk zu bleiben der Aufgaben, die uns gerade im Hochgefühl des Erfolges am eindringlichsten die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seele erfüllen sollen; in Wissenschaft und Leben festzuhalten an der Wahrhaftigkeit und Strenge geistiger Zucht, an der Förderung des Brudersinnes unter den Genossen, auf daß aus dem Geiste des Freimutes und der Friedfertigkeit die Kraft zu der heilsamen Arbeit wachsen möge, die Lebensformen unseres Volkstumes gedeihlich auszubilden." Solche Worte aber, welche die Aufgaben eines harmonisch entwickelten Menschentums, und daneben die besonderen deutscher Art und deutschen Geistes in unübertrefflicher Weise feststellen, waren nicht bloß tönender Schall, sondern bewährten sich glänzend in dem wirklichen Verhalten Friedrich Wilhelms. Wissenschaft und Kunst hatten von jeher eine Freistatt in seinem Herzen und Hause gefunden; die letztere zugleich ein Mäcenatentum, das für die Zukunft dem, was das Leben des Einzelnen wie der Völker schmückt, eine goldene Zeit verhieß. „Schöne Menschlichkeit" aber ist der rechte Name für alles, was er war und that. Unzählige Züge dieser Art bewahrt das Gedächtnis des Volkes; hier sei nur an das Familienleben des edlen Fürsten erinnert; an jenen Vorfall in Bornstädt, wo er dem Lehrer, der kurz vor seinem Eintritt in die Schule die Nachricht von der tödlichen Erkrankung seiner Mutter erhalten hat, aber ohne Stellvertreter sein Amt nicht verlassen kann, selbst den Unterricht abnimmt; an den Brand der ärmlichen Büdnerhäuser im Dorfe Eiche, bei dem er die Rettungsarbeiten, persönlich Hand anlegend, leitet und vollendet, um in später Nacht nochmals an die Unglücksstätte zurückzukehren, weil die Nachricht, es werde ein Kind vermißt, ihm keine Ruhe läßt. Frieden endlich hat er jederzeit gesucht oder vermittelt im Innern des Landes, wie nach außen. Ihm und seiner herzgewinnenden Persönlichkeit sind die ersten Schritte dazu zu danken, daß an Stelle des konfessionellen Zwiespaltes, der lange Jahre unser deutsches Vaterland heimgesucht hat, wieder das naturgemäße Verhältnis nationaler Eintracht getreten ist. Aber auch fremde Nationen der unsrigen durch Bande der Freundschaft zu verbinden und dadurch das erhabene Ideal des Völkerfriedens seiner Verwirklichung näher zu bringen, war sein erfolgreiches Bestreben. Unvergessen ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

blieben ist seine Seefahrt nach Spanien, sowie der wiederholte Besuch am Hofe des Königs von Italien. Bei einer solchen Gelegenheit war es, wo er auf dem Balkon des Quirinals, mit seiner Reckengestalt hoch über das königliche Paar emporragend, den einzigen, damals noch im Kindesalter stehenden Sohn des letzteren auf seine Arme nahm, küßte und so dem zu vielen Tausenden versammelten Volke zeigte; mit dieser einfachen Handlung einen Jubelsturm entfesselnd, wie er nur bei einem so lebhaften, aber auch so warm und dankbar empfindenden Volke möglich ist.

Das war Friedrich Wilhelm, der ruhmgekrönte Soldat, der edle und liebenswürdige Mensch. Und dieser Herrliche, dem alle Herzen entgegenschlugen in Deutschland und weit über Deutschlands Grenzen hinaus, war zugleich der Erbe der Kaiserkrone, deren strahlenden Reif er einst selbst mit hatte schmieden helfen in der Lohe der Schlachten. Sie sollte ihm zufallen, aber anders, als wir gehofft und gedacht: nur um auf seinem Haupte zur Dornenkrone zu werden, wie nie ein Fürst sie getragen. Freilich auch, um sein Haupt mit einer Glorie zu schmücken, die herrlicher leuchtet, als alle seine Lorbeern, herrlicher selbst als die Kränze, welche die Liebe ihm gereicht.

Kaiser Friedrichs Märtyrertum steht mit unauslöschlichen Zügen in unsrer Erinnerung. Noch denken wir schaudernd der Zeit, wo wir — Monate hindurch — täglich in den Blättern die Berichte lesen mußten von den Qualen des armen Dulders, wenn auch ihr voller Umfang bei seinen Lebzeiten uns verborgen blieb. Kaum konnten wir einem Gefühl der eigenen Erlösung wehren, als der müde Leib des Helden Erlösung und Frieden fand. Aber nun er vollendet hat, müssen wir Gott wohl auch darum preisen, daß er in den Reihen unsres unvergleichlichen Hohenzollerngeschlechts auch einen Fürsten uns schenkte, der nach Vollbringung der rühmlichsten Mannesthaten zuletzt seinem Volke ein Vorbild frommer Ergebung und heroischer Standhaftigkeit im schwersten Leiden ward. Noch liegt ein Schleier über manchem Vorgange der letzten Zeit, aber wie diese oder jene Frage sich auch lösen mag, des Einen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das allein Wert für uns hat, können wir gewiß sein, daß Kaiser Friedrichs Gestalt rein und herrlich aus allen Zweifeln hervorgehen wird, so wie sie jetzt vor unsren Augen steht. Mit dem Tode des großen Vaters war der Augenblick gekommen, in dem er nichts mehr wissen durfte von Krankheit und Sterbensgefahr. Er verläßt den Ort, von dessen milderer Luft er sich Genesung versprochen hat; im furchtbarsten Wintersturm zieht er ein in Charlottenburg, seiner einstweiligen Residenz. Die Kaisergrüße an sein Volk, an seine Ratgeber — auch an sich schon tief ergreifende Kundgebungen — atmen eine Freudigkeit, die selbst diejenigen zu täuschen vermag, die es wissen, welche Macht ein heldenmütiger Wille über einen noch so leidenden Körper besitzt. Aber Friedrich, der Vielgeliebte, ist trotzdem als Sterbender in die Heimat zurückgekehrt, dem nur von einem Tage zum andern das Leben durch ärztliche Künste gefristet wird. Die Sprache ist ihm genommen; nur durch die Schrift vermag er seinen Willen, seine Empfindungen kund zu thun. Heftiges Fieber verzehrt die Riesenkraft, welche die Natur in ihn gelegt hat. Aber trotz alledem, trotz aller Schmerzen und Erschütterungen, hält er sich aufrecht. „Gott meine Burg — meine Leuchte die Pflicht" ist sein Losungswort. Der letzte Hauch gehört seinem Volke, und in der That: auch diesen letzten Hauch hat er ihm gegeben, fast bis zur Todesstunde mit Regierungshandlungen und Regierungssorgen beschäftigt!

Tief erschüttert stehen wir heute vor diesem Bilde höchster Selbstverleugnung, unerschütterlichen Mutes und frömmsten Gottvertrauens. Erst jetzt, wo wir ihn — „Unsren Fritz" — verloren, und nach solchen Kämpfen verloren haben, verstehen wir ganz, welche Segnungen unter seinem Scepter uns erblüht wären, wenn er in der Fülle der Kraft den Thron seiner Väter hätte besteigen dürfen.

Du aber, Kaiser Friedrich, edler herrlicher Fürst, schlafe sanft in Deiner Gruft, unter den Fittichen des Friedensengels, der dort als Zeuge seliger Ewigkeit Wache hält an den Särgen! Nie wird Dein Name schwinden aus dem Buche der Geschichte, in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Du ihn eingetragen hast mit Thaten des Ruhms und mit herrlicheren Thaten der Liebe. Nimmer wird Dein preußisches, Dein deutsches Volk, dem Du gelebt hast und das Du umfaßtest mit der ganzen Kraft Deines warmen Gemütes, Deiner vergessen: nicht des Mitbegründers seiner Einheit und Größe, nicht des milden Führers zu geistigen und sittlichen Idealen, nicht des Helden und Märtyrers, der seinen Jünglingen und Männern ewig zurufen wird: lernet leiden, ohne zu klagen — lernet treu sein, ob es euch sauer fällt — lernet glauben und hoffen, auch wenn Gott auf dunklen Wegen euch leitet, denn diese Wege führen zuletzt zum ewigen Licht!

Ruhe in Frieden, mein Kaiser!

---

4. Zum Gedächtnis der Kaiserin und Königin Augusta.

(11. Januar 1890.)

Deutschland steht noch immer im Zeichen des Todes. Noch hallt in unsren Ohren das Trauergeläut und die Schmerzensklage, womit unser Volk das Hinscheiden seines großen Kaisers Wilhelms des Ersten und bald darauf das seines edlen Sohnes Friedrich begleitete. Den dunklen Tagen des Jahres 1888 ist zwar manche Stunde patriotischer Erhebung und freudigen Aufblicks gefolgt, aber noch zu kurz ist die seither durchmessene Spanne der Zeit, zu lebendig noch jede Vorstellung, des Stolzes, der Liebe und der Hoffnung, die mit den entschwundenen Heldengestalten die Gemüter verknüpfte, als daß die düstren Schatten der Vergangenheit ganz hätten weichen können. Und in diesen Tagen haben sie sich wieder recht schwer und trübe auf uns herabgesenkt, nun die ehrwürdigste Persönlichkeit und eine der edelsten aus schicksalsvoller Epoche ihr irdisches Tagewerk vollbracht hat. Zu der Stunde, in der wir uns hier versammelt haben, setzt sich in der Hauptstadt der ernste Zug in Bewegung, der die erste Kaiserin des neuen Reiches zu ihrer Ruhestatt geleitet. Es wird sich ziemen, daß die Nation in solchem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Augenblick das Lebensbild der Entschlafenen an ihrem Geistesauge vorübergehen läßt; sie darf es thun mit der Gewißheit Edles und Großes, das reinste Wollen, ein sich stets erhöhendes Vollbringen zu schauen.

Maria Luise Augusta Katharina war am 30. September 1811 zu Weimar geboren, eine Tochter des ausgezeichneten Fürstenhauses, das in der Glanzperiode unserer Litteratur so unvergleichliche Verdienste um das Vaterland sich erworben hat. Noch lebte ihr Ahnherr Karl August und neben ihm sein großer Freund Goethe, der das sich trefflich entwickelnde Kind, die nach seinen Worten „ebenso bedeutende als liebenswürdige" Jungfrau mit regstem Interesse auf ihrem Lebenswege begleitete. Am 11. Juni 1829 reichte sie dem ritterlichen Prinzen Wilhelm von Preußen ihre Hand zum Bunde fürs Leben und sah sich darauf in Umgebungen versetzt, die vollständig von ihren bisherigen sich unterschieden. Anstatt des geist- und farbenreichen Wesens am väterlichen und großväterlichen Hofe kalte Nüchternheit und kriegerische Strenge; freilich auch verborgen darunter das unbeirrte Streben nach idealen Zielen, wie sie niemals herrlicher ein Fürstenhaus sich und seinem Volke gesetzt hat. Prinzessin Augusta mit ihrem klaren Blick und ihrem warmen Herzen erkannte rasch, worin ihre Aufgabe bestand: ihrem Gemahl eine verständnisvolle Lebensgefährtin zu sein und mit ganzer Seele an Preußens Zukunft sich anzuschließen, und sie hat diese Erkenntnis in den mancherlei frohen und ernsten Zeiten, die ihr beschieden waren, bewährt. Nachdem sie ihrem Gatten zwei Kinder geboren: den Prinzen Friedrich Wilhelm — „Unsern Fritz" — am 18. Oktober 1831 und die Prinzessin Luise, jetzt Großherzogin von Baden, am 3. Dezember 1838, deren Auferziehung in den Traditionen des Zollernhauses, wie im Geiste christlicher Frömmigkeit ihr fortan die erste ihrer Pflichten war, mußte sie es erleben, daß Prinz Wilhelm, seit der Thronbesteigung seines kinderlosen Bruders Friedrich Wilhelms IV. Erbe der Krone, den häuslichen Herd und den Boden des Vaterlandes als Opfer der Volksbethörung zu verlassen gezwungen war. Trotz aller Verwirrung der Ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hältnisse und der Gemüter aber, wie das Jahr 1848 sie brachte, hielt die Prinzessin ihren Glauben an eine bessre Zukunft fest. Und als ihr Schwager, der König, die damals schon dem Herrscher Preußens angebotene Kaiserkrone — freilich eine Krone ganz andrer Art, als die später durch die Heldenthaten und freien Entschließungen der deutschen Stämme erworbene — ablehnte, da sprach sie es öffentlich aus, daß „ihr Mut nicht wankend geworden sei, denn der große Augenblick könne nicht verloren gehen für das Vaterland, eine so große weltgeschichtliche Bewegung nicht verkrüppeln". Herrlich erfüllte sich dann, nachdem sie 1861 an der Seite König Wilhelms den preußischen Thron bestiegen, ihre Zuversicht in den Jahren 1864, 1866 und 1870, in denen allen sie als echte Frau so gern den Frieden erhalten hätte, um aber dann, als der klare und feste Sinn ihres Gemahls die Unabwendbarkeit blutiger Entscheidung erkannt hatte, alle ihre Gedanken und Kräfte auf die Heilung der Wunden zu richten, welche die Hand der Männer schlagen mußte. Wie sie namentlich zur Zeit des großen Krieges beflissen war, durch immer neue Einrichtungen für die Pflege der Verwundeten und Kranken, durch unermüdliche Beteiligung an jedem Liebeswerk auf die gesamte Nation tröstend und erhebend einzuwirken, bleibt ebenso unvergessen, wie jene weltgeschichtlichen Augenblicke, in denen sie auf dem Balkon ihres schlichten Palais erschien und die ihr zugehenden ersten Siegesnachrichten dem Volke verkünden ließ. So erstieg sie 1871 als Deutschlands Kaiserin den Gipfel irdischer Größe. Obwohl schon lange von schweren Körperleiden heimgesucht, steigerte sie von da an noch ihre öffentliche Wirksamkeit zu Gunsten der Leidenden und fand, als das Schreckensjahr 1888 ihr erst den unvergleichlichen Gemahl, dann den herrlichen Sohn entriß, in der Sorge für andre immer von neuem Kraft und Trost. Und nun ist sie selbst zum Frieden eingegangen. Noch gestern sprach ein hochgestellter Mann, der oft Gelegenheit gehabt in der unmittelbaren Nähe der entschlafenen Fürstin zu verweilen, sich in folgenden Worten über sie aus: „Die glückliche Naturgabe, die uns den Zauber des weiblichen Gemütslebens bei persönlicher

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Begegnung sofort empfinden läßt, hatte sie vielleicht nicht in demselben Grade, wie die Königin Luise und die jetzige junge Kaiserin; aber ihr Herz war von der edelsten Liebe erfüllt und von starkem Willen sie, wo sie konnte, zu bethätigen. Ich zweifle nicht, viele Thränen der Dankbarkeit werden ihr jetzt nachgeweint werden." Damit stimmt überein, was in den letzten zwanzig Jahren ihres bewegten Lebens oft aus dem Kreise der Eingeweihten verlautete: daß es geradezu ergreifend sei, wie das Bedürfnis Liebe zu geben und zu empfangen in der von Natur nach ihren geistigen und körperlichen Gaben weit mehr zu glanzvoller Vertretung einer hohen Stellung und zu vornehmer Hingabe an wissenschaftliche und künstlerische Interessen bestimmten Persönlichkeit sich bemerklich mache. Bezeichnend ist auch der Nachruf eines berühmten Arztes, der viel zu sehr in das politische Parteileben unserer Tage verflochten ist, um leicht zu einem gerechten Urteil über eine fürstliche Frau solcher Art zu gelangen, der aber, zugleich ihr größtes Lebenswerk als Sachverständiger feiernd, rückhaltlos bekennt: „Es ist ein schwerer Verlust, den die Nation durch das Hinscheiden Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta erlitten hat. Bei allen großen Gelegenheiten, wo Jammer und Not hereinbrachen, war sie es, welche die Anregung gab, den Leidenden zu helfen. Sie verstand es, die Kräfte zu sammeln, um Institutionen zu schaffen, die durch ihre Dauer künftigem Unglück wehren sollten ..... Wer sie während der Kriege in den Lazaretten thätig gesehen hat, muß staunen, mit welcher Genauigkeit sie alles ausführen ließ, und wie sie Neues auf dem Gebiete der Krankenpflege zu fördern und zu erweitern wußte. In der Geschichte der neueren Zeit giebt es kein Beispiel dafür, daß eine so hochgestellte Frau in gleicher Weise gewirkt hat. Und wenn einmal wieder Krieg ausbrechen sollte, dann wird man erkennen, wieviel die Heimgegangene für die notwendigen Hilfeleistungen vorzubereiten imstande war. So wird die Kaiserin der Nation in Erinnerung bleiben!"

Ja, Preußens Königin, Deutschlands erste Kaiserin wird fortleben in unsrer Erinnerung und nicht bloß in ihrer vor-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nehmsten Schöpfung, dem „Verein vom roten Kreuz“, durch den sie zu einer Wohlthäterin der Menschheit, gegenwärtiger und künftiger Geschlechter geworden ist! Wir sehen sie auch vor uns als die Lebensgefährtin des großen Kaisers, dem sie fast 60 Jahre lang eine treue Genossin war in den Tagen der Heimsuchung, wie in denen des höchsten irdischen Glanzes, und den sie, obwohl selbst von Krankheit betroffen, ohne Zagen bis an die Schwelle des Todes geleitete; als die Mutter des edlen Dulders, dessen Hingang in der Vollkraft des Lebens keines der zahllosen um ihn trauernden Herzen gleich dem ihrigen prüfte, dem sie aber durch ihre eigene Standhaftigkeit und ihren christlichen Glaubensmut ein Stern geworden ist auf seinem Leidensgange; wir sehen sie, alles Große und Edle würdigend und fördernd und doch auch wieder teilnehmend an der Not, die den Kleinsten und Ärmsten unter ihren Mitmenschen in mancherlei Gestalt widerfuhr: eine rechte Landesmutter, eine hochgesinnte mutige Frau, eine Priesterin der Liebe!

Die Geschichte, die den Männern der That ihren Lorbeer flicht, schlingt um das Bild der Entschlafenen den Epheukranz, als das Sinnbild treuen Beharrens und unvergänglichen Lebens. Gott aber, der ihre Seele geprüft, ihre Thränen und Kämpfe geschaut, wird ihr Haupt mit der ewigen Krone schmücken, dem Erbteil seiner Heiligen im Licht!

---

5. Am 22. März 1890.

Meine lieben Schüler! Zwei Jahre sind verflossen, seitdem der große Kaiser von uns gegangen ist. Aber erst die zweite Wiederkehr seines Todestages hat seiner sterblichen Hülle die Stätte erschlossen, an der sie nach menschlichem Wollen und Meinen fortan ruhen wird bis zur Stunde der Auferstehung. Am 9. März d. Js. ist der Sarkophag Wilhelms I. aus der Vorhalle des Charlottenburger Mausoleums unter dem Geleit der noch lebenden Mitglieder seines Hauses in weihevoller Stunde hinabgesenkt worden in die entsprechend erweiterte und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erneuerte Gruft. Und am heutigen Tage, der so oft ein Tag stolzester nationaler Freude gewesen, um nun für immer wehmutsvoller, aber in aller Trauer doch erhebender Erinnerung geweiht zu bleiben, wollen auch wir im Geiste hintreten in jenen ernsten Raum, der schon lange, auch vor Kaiser Wilhelms Heimkehr, den preußischen und allen rechten deutschen Herzen als ein Heiligtum gegolten hat.

Aus dem geräumigen Hofe des Schlosses zu Charlottenburg schreitet man zur Linken durch ein eisernes Thor in einen kleinen Nebenhof und von diesem durch eine steingewölbte Halle in den ausgedehnten Garten. Ein breiter Weg führt an einer Taxushecke und, dem Geschmack früherer Zeiten gemäß, an Hermen römischer Kaiser und anderen halbverwitterten Steinbildern vorüber, während auf der gegenüberliegenden Seite grüne Rasenflächen und dahinter herrliche Waldbäume in dicht gedrängter Schar ihn begleiten. Nun biegt er zur Rechten um und gewährt durch eine Allee düstrer hochragender Tannen hindurch den Ausblick auf den kleinen Tempel, den einst Friedrich Wilhelm der Dritte seiner edlen Gemahlin als letzte Ruhestätte errichten ließ. Eingebettet in das vielfarbige Grün einer stets frisch und blühend erhaltenen Pflanzenwelt, erscheint er fast wie ein liebliches Idyll, aber doch auch ernst und feierlich zugleich mit seinen dorischen Säulen und den aus dem Giebel niederblickenden Alpha und Omega, dem Zeichen heiligster Deutung: „Ich bin das A und das O — der Anfang und das Ende!"

So wie das Mausoleum von Charlottenburg sich heute dem Auge des Nahenden darstellt, ist es im wesentlichen ihm von jeher erschienen. Aber umfassende Änderungen sind zu wiederholten Malen und bis in die jüngsten Tage mit dem Bauwerk vorgenommen worden. Als es im Jahre 1810 nach einem Entwurf des berühmten Schinkel von dem Hofbaurat Gentz errichtet wurde, bestand es nur aus dem durch eine Treppe zugänglichen viersäuligen Portikus und dem dahinter und etwas höher gelegenen Tempelraum. Mitten in letzterem stand, magisch von dem violetten Schein des Oberlichtes übergossen, der herrliche Sarkophag der Königin Luise, das unsterb-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

liche, mit allem Zauber der dem Leben abgelauschten und durch ewige Gedanken verklärten Schönheit die Herzen ergreifende Meisterwerk Christian Rauchs. Merkwürdige Schicksale hatte dieses Bildnis zuvor gehabt. Von dem Meister in Italien selbst aus einem karrarischen Marmorblock gemeißelt, war es zu Schiff nach Deutschland verfrachtet, unterwegs aber mit seinem Fahrzeug von einem amerikanischen Kreuzer genommen worden, der wiederum einem englischen Kaperschiffe zur Beute fiel. Aus den Händen des Engländers wurde es erst nach langwierigen Verhandlungen, die den König heftig erregten, erlöst und im Jahre 1815 an seinen Bestimmungsort gebracht. Schon seit Weihnachten 1810 aber hatte der Sarg der Unvergeßlichen selbst unterhalb des Tempelraumes seinen Platz gefunden. Er stand dort links vom Eingang auf einem Podium von rotem Granit, während der Platz zur Rechten für den Sarg Friedrich Wilhelms frei blieb. Die erste Änderung der Anlage bestand darin, daß der in Sandstein ausgeführte äußere Portikus durch einen granitnen ersetzt wurde, eine Arbeit, die im Jahre 1828 vollendet war. Ein gewaltiger, aus unserem Schlesien stammender Findling, geschenkt vom Grafen Schulenburg, der Art nach dem Blocke gleichend, aus dem die riesige Schale vor dem Alten Museum in Berlin gearbeitet ist, diente zur Erneuerung der vier dorischen Säulen, die nun dem Ganzen einen Charakter, wie für die Ewigkeit bestimmt, verleihen, und deren Zurichten aus dem stahlharten Material von Sachverständigen als ein technisches Meisterwerk ersten Ranges bezeichnet worden ist.

Friedrich Wilhelms im Jahre 1840 erfolgter Tod gab den Anlaß zu einer abermaligen und diesmal weit eingreifenderen Umgestaltung. Der Sarg des Königs hatte allerdings in der Gruft selbst den für ihn bestimmten Platz, also rechts vom Eingang, gefunden, aber dem pietätvollen Wunsche seines Sohnes und Nachfolgers, im oberen Raume neben dem Marmorbilde der Mutter ein gleiches Denkmal für den Vater zu errichten, konnte wegen der Enge des ersteren nicht entsprochen werden. So erhielt denn der Baumeister Hesse den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Befehl, an die kleine Tempelhalle eine geräumigere Kapelle, deren Abschluß eine Apsis oder halbkreisförmige gewölbte Nische bilden sollte, anzubauen. In diese Kapelle wurde dann das Sarkophagbildnis der Königin aus dem Schinkelschen Bau hinüber getragen und ihm zur Seite ein zweites gleichartiges, das, ebenfalls von Rauch gearbeitet, den König auf dem steinernen Pfühl im Hohenzollernmantel ausgestreckt zeigte, aufgestellt. Überflutet von dem durch bunte Scheiben fallenden Dämmerlicht, in dem von den Wänden hernieder die goldenen Buchstaben biblischer Sprüche funkelten; ausgestattet mit köstlichen Marmorzieraten: Altar, Kruzifix und Kandelabern; abgeschlossen durch das die Kuppelwölbung der Apsis ausfüllende Bild Pfannschmidts, das, auf Gold in lichten Farben gemalt, den thronenden Christus darstellt, wie er das zu seinen Seiten knieende Königspaar segnet —: so lebt die herrliche Stätte in der Erinnerung aller, die bis in unsere Tage das Glück gehabt haben, sie zu betreten. Unmittelbar am Eingange des Gebäudes aber, zwischen dem Portal und den beiden, die Kapelle von dem Schinkelschen Tempelraum abschließenden Säulen aus schwarzem goldgelbgeädertem Marmor von Porto Venere, schritt man zunächst an zwei weißen Marmorplatten vorüber, die, unmittelbar über den Särgen der Entschlafenen in den Boden eingelassen, in schwarzen Buchstaben schlichte Inschriften, Namen und Datum und einen frommen Spruch enthaltend, zeigten. Und hier ist auch die Stelle, wo bis jetzt die Hülle Kaiser Wilhelms — über der Erde also — gestanden hat. Unter der Kapelle endlich war ein einfacher Kellerraum, den nur die gewaltigen, die Rauchschen Sarkophage tragenden Mauerblöcke durchsetzten, angelegt worden, in dem aber später dennoch die Leichen des Prinzen Albrecht des Älteren und der Fürstin Liegnitz, der zweiten Gemahlin Friedrich Wilhelms III., bestattet wurden; während unmittelbar zu Füßen der königlichen Särge selbst das Herz Friedrich Wilhelms IV., in eine Silberkapsel eingeschlossen, ruhte.

Auch der in diesen Tagen vollendete neueste Umbau hat die Front des Mausoleums unverändert gelassen, im übrigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber tiefgehende, die Kapelle wie die Gruft selbst berührende Änderungen bewirkt. Es handelte sich in der Hauptsache um einen Erweiterungsbau, durch den die Kaiserin Augusta den Wunsch ihres hohen Gemahls: „dereinst zu den Füßen seiner Eltern ruhen zu dürfen", aber auch ihren eigenen, an seiner Seite zum letzten Schlummer sich zu betten, erfüllen wollte. Zu diesem Zwecke handelte es sich darum, die Hessesche Kapelle durch Hinausschieben der Rückwand bis auf das doppelte Maß zu vergrößern und unterhalb des so erweiterten Raumes eine Krypta anzulegen. Die Ausführung bot selbst unserer so hoch entwickelten Technik außerordentliche Schwierigkeiten, namentlich deshalb, weil der unterirdische Teil des Bauwerks mitten in das hochstehende Grundwasser hineingearbeitet werden mußte und weil andrerseits die 800 Centner wiegende, aus Mauerwerk bestehende Halbkuppel der Apsis behufs Erhaltung des Pfannschmidtschen Deckengemäldes im ganzen und unter Vermeidung jeder Erschütterung auf die neue Mauer geschoben werden mußte. Beides gelang in vorzüglicher Weise, die Versetzung der Kuppel dadurch, daß ihre Masse sorglich eingeschnürt, um 30 cm gehoben, auf eiserne mit Rollen versehene Träger gesetzt und auf einer eisernen Schienenbahn durch hydraulische Winden rückwärts bewegt wurde, bis es möglich war, sie an der bestimmten Stelle der neuen Mauer niederzulassen. Die Ausstattung des Raumes ist, von den Wänden abgesehen, unverändert geblieben, nur daß der herrlichste Schmuck, der Doppelsarkophag, unmittelbar am Eingang, die Füße nach dem Altar gerichtet, seinen Platz gefunden hat, und daß die Grabplatten jetzt neben ihm in den Boden eingefügt worden sind. Zwischen den Marmorbildern und der Apsis aber ist nunmehr Raum für zwei weitere Sarkophage gewonnen.

Die ganze, auf mehr als 11 m im Geviert erweiterte, 12 m hohe Kapelle schildert ein berufener Künstler und Kunstkenner*) in folgenden Worten: „Der gesamte Raum mit seinem lichten köstlichen Marmorschmuck bringt eine wundervolle Wirkung

*) G. Buß, dem auch andre Einzelheiten entlehnt sind.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hervor. Breites Licht flutet durch die Thermenfenster hinab auf das schimmernde Gestein. Ein 60 cm breiter Sockelstreifen von schwarzem thüringischem Marmor zieht sich unten an den Wandflächen hin; dann folgt eine mehr als 6 m hohe Bekleidung von poliertem schlesischem Marmor, dessen helles Grau in Gelb, Violett und Grün spielt, weiter ein mit breitem Fries von karrarischem Marmor versehenes Stuckgesims, endlich eine mehrere Meter hohe Fläche von grau gestrichenem Wandputz und oben als Abschluß ein schmales Deckengesims von grauem schlesischem Sandstein. Zu dieser kostbaren Bekleidung der Wände stimmt wunderbar die aus eisernen Trägern mit zwischengeschobenen Sandsteinkassetten gebildete Decke, die in Weiß, Blau, Silber und Gold behandelt ist. Als mächtig wirkender Schmuck treten zu diesen dekorativen Einzelheiten zahlreiche Sprüche hinzu, die entweder in den Marmorfries des Quergesimses eingemeißelt und vergoldet oder auf blauen, die obere graue Wandfläche umrahmenden Streifen in Gold aufgemalt sind. Über der Apsis liest man: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen", in der Apsis: „Ich, ich bin der Herr und ist außer mir kein Heiland", an der linken Seitenwand den Lieblingsspruch der Kaiserin Augusta: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet".

Und nun steigen wir noch in die Krypta nieder, wo die Särge aller der Entschlafenen, mit Einschluß des uns nächsten und teuersten, sich aneinander reihen. Die alte Gruft unter der Schinkelschen Halle ist leer, aber gleich hinter der niedrigen in das neue dreischiffige Grabgewölbe führenden Pforte erheben sich die mächtigen, obwohl schmucklosen, aus glatten Zinnplatten gearbeiteten Kammern, die je einen Holzschrein mit den irdischen Resten der Königin Luise und Friedrich Wilhelms III. umschließen. Zwischen beiden hat wiederum in einer Aushöhlung des schwarzen Marmorbodens das Herz Friedrich Wilhelms IV. seine bleibende Stätte gefunden. Rechts neben ihrem Gemahl ruht in einem kleinen, mit schwarzem Sammet überzogenen, mit Silber beschlagenen Sarg die Fürstin Liegnitz,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

während zur Linken der Königin Luise ihr jüngster Sohn, Prinz Albrecht, in schmuckloser Eichentruhe schläft. Zu den Füßen des Königspaares endlich stehen noch zwei Särge, beide in gleicher Weise mit rotem Sammet und mit vergoldetem Metall bekleidet: hier schlummert die Kaiserin Augusta, deren leibliche Augen die Vollendung des letzten, ihrem Gemahl gewidmeten Liebeswerkes nicht mehr erblicken sollten — dort der Wiederhersteller Deutschlands, der ruhmgekrönte Herrscher, der Vater seines Volkes: Wilhelm der Erste!

Ringsum liegen und hängen vergilbte Kränze, die bei jedem Lufthauch, der die düstre Halle durchstreicht, sich leise bewegen. Aber frische, nie verwelkende Kronen legt an jedem Tage das deutsche Volk im Geiste hier nieder, Spenden des Dankes, Zeugnisse seiner alles überdauernden Liebe. Der Segenswunsch des Dichters für den großen Toten ist in Erfüllung gegangen und wird sich weiter erfüllen:

Da ruhe nun vom Glanze
Der Welt im stillen Haus,
Vom stolzen Lorbeerkranze,
Vom treuen Schaffen aus.
Dein letztes Lager schmiege
Sich ihrem Wand an Wand,
Wie einst des Kindes Wiege
Am Bett der Mutter stand!
Und wir — Du weißt's — wir lassen
Dich nimmer dort allein:
Wir kennen die grünen Gassen,
Den dunklen Fichtenhain!
Wir ziehn durch die Gefilde,
Ob Jahr um Jahre flohn,
Hin zu Luisens Bilde,
Hin zu Luisens Sohn!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

6. Am neunzigsten Geburtstag des Grafen Moltke.

(25. Oktober 1890.)

Verehrte und liebe Festgenossen! Viertehalb Jahre sind vergangen, seitdem wir, ein kleiner Kreis unter unzähligen gleichen und größeren, ein wunderbares Ereignis feierten. Am 22. März 1887 vollendete Kaiser Wilhelm der Erste, der ruhmgekrönte Erneuerer germanischer Einheit, die Liebe und Wonne seines Volkes, das neunzigste Lebensjahr und mit den Seinen brachten fremde Nationen, brachte fast die ganze gebildete Welt ihm den Tribut der Ehrfurcht und herzlichen Bewunderung dar. Nun ruht der Held im ewigen Schlummer. Nur sein Name wandelt leuchtend durch die Jahrtausende, ein unvergängliches Palladium deutscher Ehre und Herrlichkeit.

Und wieder stehen wir heute an der Schwelle eines neunzigsten Geburtstages. Es ist kein Kaiser und Schirmherr des Reichs, keiner von den Gekrönten der Erde, dem ein so weit über die Zahl des Psalmisten hinausgehendes Alter beschieden ist, und doch ein Mann, den man in Palast und Hütte, im Vaterlande wie außerhalb seiner Grenzen kennt. Und morgen werden in der Hauptstadt Preußens die Fahnen aller Regimenter, die sonst ihren Platz in den Zimmern des Kriegsherrn haben, jene Ehrenzeichen, um welche die Schatten ungezählter Thaten — auch seiner eigenen — schweben, in feierlichem Zuge hingeführt werden nach der Wohnung des Unterthanen, und im Geleite deutscher Bundesfürsten, gefolgt von allen Höchstgestellten seines Landes und Heeres, wird der mächtigste Herrscher der Erde in Person vor ihm erscheinen, um in dem Sproß eines alten und ehrenwerten, aber armen Geschlechtes, dem Sohne einer bürgerlichen Mutter, jene höchsten Mannestugenden zu ehren, die von jeher als echt germanische gegolten haben: Ausdauer und Pflichtgefühl, Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit.

Dem preußischen Generalfeldmarschall Grafen Hellmuth von Moltke hätte niemand an der Wiege und während mancher

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jahre seines Lebens eine glänzende Zukunft, geschweige denn einen solchen Ehrentag, vorausgesagt. Als Kind hatte er den geringen Wohlstand seines Vaters, eines verabschiedeten preußischen Hauptmanns, unter den Plünderungen der Franzosen und weiter unter manchem in der Ungunst der Zeiten wurzelnden Mißgeschick dahinschwinden sehen, war dann den Eltern nach Dänemark gefolgt, wo sein Vater von neuem Kriegsdienste nahm, um seine Familie zu erhalten; hatte selbst bis zu seinem achtzehnten Jahre als Zögling der Kadettenakademie, angewiesen auf Wohnung und Kost in der Kaserne und eine jährliche Besoldung von 50 Thalern, die Entbehrungen der Armut in vollem Umfange kennen gelernt, um auch später noch als dänischer Offizier sich mit seinem dürftigen Diensteinkommen begnügen zu müssen. Der am 12. März des Jahres 1822 vollzogene Übertritt in das preußische Heer, zu den ehemaligen Waffengefährten seines Vaters, änderte nichts an diesen Verhältnissen und bis in die höheren Stellungen hinauf ist Moltke ein unbemittelter Soldat geblieben. Aber wie alle Schwierigkeiten der äußeren Lage ihn nicht gehindert haben, auf der Leiter militärischer Ehren und Erfolge emporzusteigen, so empfand er ihren Druck auch nur insoweit schmerzlich, als sie seiner geistigen und praktischen Ausbildung Hindernisse bereiteten. Denn nicht zu genießen galt ihm von jeher als Ziel und Aufgabe des Lebens, sondern zu lernen und, wenn die Zeit gekommen sein würde, zu wirken und Tüchtiges, wenn möglich, Großes zu schaffen. Schon über den jungen dänischen Lieutenant heißt es in den Erinnerungen eines Kameraden: „Sein eiserner Fleiß und sein energischer Wille schreckten vor keiner Aufgabe zurück, wußten vielmehr jeder an ihn gestellten Anforderung sicher zu genügen. Ernst zurückhaltend im Dienst und bei der Arbeit, war er vorzugsweise von einem unermüdlichen Pflichteifer und einer fast beispiellosen Gewissenhaftigkeit beseelt.“ Während seines dreijährigen Aufenthaltes auf der Berliner Kriegsakademie begnügte er sich nicht mit den wissenschaftlichen Erwerbungen des planmäßigen Unterrichts, sondern verwandte die Ersparnisse, die er trotz des Mangels an jedem Familienzuschuß seinem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kärglichen Einkommen abzugewinnen verstand, dazu sich weitere Kenntnisse, namentlich auf dem Gebiete der lebenden Sprachen, anzueignen. Daß zu den letzteren später auch das Türkische hinzutrat, verdankte er einer besonderen Vertrauensmission, die am Hof und beim Heere des Sultans ihm für mehrere Jahre durch die preußische Regierung übertragen wurde. Schon damals war Moltke der Mann, der „in sieben Sprachen schweigt", obwohl diese volkstümliche Wendung, was das Schweigen betrifft, keineswegs wörtlich zu nehmen ist. Inzwischen hatte sein rastloses Streben, dem eine seltene Klarheit der Auffassung, wie der mündlichen und schriftlichen Darstellung entsprach, die Augen seiner Vorgesetzten auf ihn gelenkt und eine Kraft in ihm erkennen lassen, die vorzugsweise für den geistigen Dienst der Armee und des Vaterlandes berufen erschien. Nur kurze Zeit wurde er daher, als er nach glänzend bestandenen Prüfungen in die Front des Heeres zurücktrat, bei derselben belassen. Nach einander als Lehrer der Divisionsschule zu Frankfurt a. O., dann beim topographischen Büreau in Berlin, einer Nebeneinrichtung des Großen Generalstabes, beschäftigt, endlich im Jahre 1832 als Premierlieutenant in letzteren selbst versetzt, ist er während seiner ganzen militärischen Laufbahn niemals zur eigentlichen Waffenarbeit wieder zurückgekehrt. Dafür zeugten die hervorragenden Kartenwerke, von den bei der Landesaufnahme Schlesiens und Posens von ihm gelieferten sieben Meßtischblättern an bis zu der „im Auftrage S. Hoheit des Sultans Mahmud II." hergestellten „Karte von Konstantinopel und dem Bosporus" und der großen 8 Blätter umfassenden „Karte von Kleinasien", zeugten ferner gründliche und gedankenreiche litterarische Arbeiten, unter denen die „Briefe über Zustände und Begebenheiten aus der Türkei", sowie das kriegswissenschaftliche Werk „Der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei 1828 und 1829" hervorragen, für die Bedeutung des Mannes, der sich überall, wohin die Pflicht ihn stellte, rasch und sicher zurechtfand, mit unvergleichlichem Scharfsinn den Kern der Dinge und Verhältnisse erkannte und die Ergebnisse gewissenhaften Studiums in wahrhaft klassischer Form zur Darstellung brachte. Daß aber

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der damalige Freiherr von Moltke kein bloß gelehrter Offizier war, sondern daß der echte preußische Mannesmut bei ihm eine ebenso selbstverständliche Eigenschaft war, wie bei anderen, das bewies er glänzend bei der Erstürmung der Kurdenfestung Dschesireh und in nicht geringerem Maße bei einer zweimaligen Fahrt auf gebrechlichem Floß über die 20 Meilen langen Stromschnellen des Euphrat, endlich in der am 24. Juni des Jahres 1839 gelieferten Schlacht bei Nisib, in der das gegen den Rat Moltkes dem Angriff der aufständischen Ägypter preisgegebene türkische Heer nach kurzem Kampfe zersprengt wurde, während der preußische Hauptmann mit wenigen Begleitern ruhig, als könne ihm nichts widerfahren, durch die von Flüchtlingen und Verfolgern angefüllte Gegend nach dem entfernten Sammelplatz des Hauptquartieres ritt. So sah man auch 27 Jahre später den schon mit hohen Ehren genannten Chef des Generalstabes durch die wogende Schlacht von Königgrätz vorwärts reiten von Schützenlinie zu Schützenlinie bis an den Sadowawald heran — nicht aus unberechtigtem Wagemut, sondern kühler Erwägung folgend, weil es sein Grundsatz war, möglichst alles mit eigenen Augen zu sehen, bevor er eine Entscheidung traf.

Als ganzer Mann also bewährte sich schon der junge Offizier, wenn auch die langen, auf die deutschen Befreiungskämpfe folgenden Friedensjahre ihm nur zufällig eine Gelegenheit boten, kriegerische Thatkraft zu zeigen. Um so mehr konnte er sich in den Stellungen, in die er nach seiner Rückkehr aus der Türkei berufen wurde und die ihn als Adjutanten des Prinzen Heinrich von Preußen und später des Kronprinzen Friedrich Wilhelm fast durch alle Länder Europas, oft zu längerem Aufenthalt in ihren wichtigsten Städten führten, in seine geistige Aufgabe vertiefen und der genauen Kenntnis der heimischen Heereseinrichtungen eine nicht weniger sachliche und gründliche der außerdeutschen hinzufügen, die sich gleichmäßig auf Bewaffnung und Leitung, auf Parademärsche und Exercitien, auf die Art der Verpflegung und der Kriegsbereitschaft, nicht minder aber auch auf die nationalen, die Wehrfähigkeit der einzelnen Völker

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so wesentlich beeinflussenden Eigentümlichkeiten erstreckte, und über die er in seiner glänzenden und überzeugenden Weise berichtete. Durch diese ganze, nimmer rastende Thätigkeit ist er dann zum Begründer einer neuen Wissenschaft vom Kriege geworden, die ihm und seinem Volke dereinst die Quelle unendlichen Ruhmes werden sollte.

Im Oktober 1857 wurde der nunmehrige Generalmajor von Moltke mit den Geschäften des Generalstabschefs der Armee betraut, am 18. September des folgenden Jahres endgiltig in dieser Stellung durch den damaligen Prinz-Regenten von Preußen bestätigt, der seinen sichren, Menschen ergründenden Blick und seine glückliche Hand auch bei dieser Wahl bewährte. Seitdem ist die Geschichte des preußischen und später des deutschen Heeres zugleich die Moltkes gewesen.

Ehe aber von großen Thaten die Rede sein konnte, galt es wiederum eine große und rastlose Arbeit. Der brandenburgisch-preußische Generalstab (ursprünglich der Kreis von Offizieren, der den Befehlshaber eines größeren Heeresteiles umgiebt) hatte von jeher die doppelte Aufgabe, die Schlagfertigkeit der Truppen zu erhalten und die Operationen vorzubereiten, die irgend ein hereinbrechender Krieg wahrscheinlicherweise erfordert. Diese Aufgabe ist natürlich mit der zunehmenden Vervollkommnung aller militärischen Mittel, sowie der einem jeden Lande zur Verfügung stehenden geistigen und materiellen Kräfte ins Riesenhafte gewachsen und kann nur gelöst werden, wenn die zahllosen dabei in Frage kommenden Gebiete und Interessenkreise unter eine größere Anzahl von Offizieren verteilt werden, deren einheitliche Vorbildung und Leitung doch zugleich dafür bürgt, daß sie bei ihren Obliegenheiten fortwährend des großen, gemeinschaftlichen Zieles sich bewußt bleiben. Andrerseits läßt die unberechenbare Wirklichkeit des Krieges so viele neue und doch eine sofortige Antwort verlangende Fragen auftauchen, daß eine Schule zur Notwendigkeit wird, in der gewisse für die Auffassung militärischer Lagen und Verhältnisse maßgebende Grundsätze den Lernenden eingeprägt werden, damit jeder zum Eingreifen in Kampf oder Verteidigung Berufene im entschei-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

denden Augenblick mit annähernder Sicherheit das Richtige trifft. Eine solche Schule nun ist der preußische Generalstab geworden und er ist es geworden durch den Grafen von Moltke, dessen organisatorische Arbeiten das unsterblichste seiner Verdienste um Heer und Vaterland bilden. Heute besteht der weltbekannte „Große" Generalstab (dem die als seine Organe anzusehenden Generalstäbe der einzelnen Armeecorps sich anschließen) aus vier Abteilungen und einem sogenannten Nebenetat. Die drei ersten, die auch mit gemeinsamem Namen als „Kriegstheater" bezeichnet werden, beschäftigen sich mit der genauen Feststellung alles dessen, was an militärischen Einrichtungen, Vorbereitungen und Ereignissen aus anderen Ländern, wie aus dem Inlande vorliegt oder neuerdings in Presse und Litteratur gemeldet wird, während die vierte oder Eisenbahn-Abteilung mit dem militärischen Transportwesen des eigenen Landes für Krieg und Frieden, zugleich aber mit den gesamten Verkehrsanstalten des Auslandes sich vertraut zu machen hat. Dabei sind innerhalb der drei ersten Abteilungen sämtliche politische Mächte der Erde so geordnet, daß der zweiten ausschließlich das Deutsche Reich selbst, der ersten unter anderem Rußland und Österreich, der dritten Großbritannien und Frankreich, aber neben einer Anzahl kleinerer Staaten auch Nord- und Südamerika zufallen. Von den fünf Abteilungen des Nebenetats beschäftigen sich drei mit der Landesvermessung und der Herstellung der zugehörigen Karten, während die kriegsgeschichtliche und die geographisch-statistische Abteilung zu leisten haben, was ihre Bezeichnung besagt. Die besondre Kanzlei des obersten Chefs und das „Nachrichten-Bureau" seien nur mit Namen genannt. Eine Vorstellung von dem Umfang und der Bedeutung des ungeheuren Werkes läßt sich auch aus diesen kurzen Andeutungen gewinnen. Ihm gegenüber erscheint die zweite große Leistung des Feldmarschalls: die wissenschaftliche Erziehung seiner Generalstabsoffiziere, die er durch die von ihm selbst vollzogene Durchsicht und Besprechung ihrer Arbeiten über Themata aus dem Gebiete des praktischen Krieges mit seinen Ideen, seinem Geiste zu erfüllen bemüht gewesen ist, als die geringere. Aber sie ist es

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

doch nur, wenn man vergißt, daß er den hingebenden Eifer eines Menschenlebens an die eigene geistige und sittliche Entwicklung gesetzt hat, durch die er erst zur vorbildlichen und bestimmenden Persönlichkeit für andere werden konnte. Mit allem aber, was er gewirkt und ersonnen, hat Graf Moltke in der That erreicht, was die Welt mit neidischem Erstaunen auf den Schlachtfeldern dreier Kriege erblickt hat, und woran sie noch heute lieber nicht glauben möchte. Die Tage von Königgrätz, von Metz und Sedan sind mit allen ihren scheinbar so kühnen und überraschenden Operationen ihm in den Schoß gefallen, wie eine reife Frucht. Und wie er selbst, auch in diesem Sinne ein wahrer „Organisator des Sieges", oft genug eine Abneigung gegen sogenannte geniale Einfälle in der Kriegführung bekundet hat, so muß es auch für sein Volk, soweit es deutschen Ernst und deutschen Fleiß noch zu schätzen vermag, ein erhebender Gedanke sein, daß die Erfolge der großen Jahre unabhängig gewesen sind von dem Spiel einer genialisch erhitzten Einbildungskraft; ist ihnen damit doch um so sichrer die Dauer verbürgt. Und auch die weitere Zukunft des Vaterlandes, insofern sie auf der Wehr- und Kriegsfähigkeit der Nation beruht, ist nun durch das Verdienst des sieggekrönten Feldherrn gesichert.

Wenn wir aber so die Größe des Mannes und seiner Lebensarbeit zu würdigen suchen, dürfen wir jener zweiten Eigenschaft nicht vergessen, die ihn fast noch herrlicher ziert, als alles, was er vor der Welt gethan: seiner wahrhaft rührenden Selbstlosigkeit und Bescheidenheit. Er freut sich wohl auch einmal des Errungenen, aber gleich seinem entschlafenen kaiserlichen Herrn wendet er dann den Blick nach oben oder um sich nach anderen, mit denen er jede Anerkennung zu teilen für seine Pflicht erachtet. Nichts kann in dieser Hinsicht bezeichnender sein, als eine Äußerung, die er unmittelbar nach den wunderbaren Ereignissen von 1866 gethan hat. „Es ist schön" — so lauten seine Worte — „wenn der Herr einem Manne den Lebensabend so erhellt, wie er es dem Könige und vielen seiner Generale gethan; auch ich bin jetzt 66 Jahre alt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und für mein Wirken in diesem Leben habe ich einen so herrlichen Lohn erhalten, wie wohl wenige Menschen. Wir haben einen Feldzug geführt, der für Preußen, für Deutschland, für die Welt eine unermeßliche Bedeutung hat. Gottes Gnade hat unser redliches und thatkräftiges Streben mit glorreichen Siegen belohnt. Wir alten Leute aus dem böhmischen Feldzuge, wir können uns rühmen, welche harte Kämpfe wir auch in unserem früheren Leben durchgekämpft haben, dennoch des Glückes Schoßkinder zu sein." Ja, er hat niemals eine Empfindlichkeit darüber verraten, daß mancher andre verdiente Zeitgenosse, zuweilen selbst ein tapfrer und glänzender General — es sei nur an Werder, den „preußischen Leonidas" erinnert — vom Volke mit stürmischerer Begeisterung genannt wurde, als er selbst. Vielleicht hat sein Gerechtigkeitsgefühl ihm auch gesagt, daß unter denen, die in der vorderen Reihe standen, er selbst am wenigsten persönliche Gefahr lief. Sein König setzte zu dreien Malen für Preußens Ehre und Deutschlands Wiedergeburt seine Krone ein, und nach dem böhmischen Feldzug wäre Bismarck im Falle eines Mißerfolgs, wie er selbst, den Kern der ernsten Wahrheit unter humoristischer Wendung verbergend, bemerkt hat, „von den alten Frauen mit Knitteln totgeschlagen worden". Er dagegen hatte lediglich in stiller Arbeit seinem Berufe gelebt und auch ein erbittertes Volk, ein preußisches zumal, dem die Achtung vor dem Wehrstand und auch vor unverdientem militärischen Unglück im Blute liegt, wäre schwerlich so wahnsinnig gewesen, den Feldherrn für den verlorenen Feldzug mit Leib und Leben verantwortlich zu machen, wie es dem verhaßten Lenker des Staatsschiffes, der im Widerstreit mit der Nation das letztere in die wilde Strömung des Bruderkrieges geführt hatte, ganz sicher widerfahren wäre. Dazu aber kommt noch ein anderer Umstand. Einem klar und ruhig blickenden Geiste, wie der Moltkes ist, hat es nicht verborgen bleiben können, daß dem Soldaten, und namentlich dem geistigen Arbeiter unter seinen Berufsgenossen, aus seiner sonst so bevorzugten Stellung auch ein bemerkenswerter Nachteil entspringt. Ihm in das, was seines Amtes ist, hineinzureden, wagt so leicht niemand, aber weil er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einem Höheren unbedingten Gehorsam schuldet, erscheint er vielen als das bloß willenlose Werkzeug desselben, zumal wenn dieser Höhere selbst der oberste Feldherr und ein Heldenkönig, wie Wilhelm der Große, ist. Und ein General, der im vordersten Treffen kämpft, der, wenn die feindliche Übermacht Sturm auf Sturm der Seinigen zurückschlägt, zuletzt seine halbzerschmetterten Scharen doch wieder an der Stelle, die ihm angewiesen war, zusammenrafft und an ihre Spitze tretend, ihnen zuruft: „Kinder, hier sterben wir!" — mag sich wohl noch immer tief der Vorstellung seiner Zeitgenossen einprägen. Aber wenn wir die Bilder der neugeschichtlichen Entscheidungstage in ihrer ganzen gewaltigen Größe an uns vorübergehen lassen, dann sehen wir wohl den greisen König vor uns, der im siebzigsten Jahre für seine und seines Volkes höchste Güter streitet, der rücksichtslos den springenden Granaten sich preisgiebt und, ein Jüngling im weißen Haar, sich selbst an die Spitze seiner Reiterscharen setzt, um die Niederlage des Feindes zu vollenden; oder wir erblicken Bismarck, den „großen Landwehrmajor", wie er hinabschaut auf die männermordende Schlacht, deren Toben er selbst entfesselte und von deren Ausgang seines Vaterlandes Schicksal — des eigenen mag er kaum gedenken — abhängt; oder in andrem Rahmen, auf der Höhe von Frénois, erscheint uns wiederum Wilhelm von Preußen im glänzenden Kreise deutscher Fürsten und der Erlauchtesten seines eigenen Hauses, seines Rates und Heeres, umstrahlt von hundertfältigem Ruhmesglanz, und nimmt aus der Hand des französischen Abgesandten den Brief entgegen, der ihm und aller Welt verkünden wird: der Kaiser gefangen! Aber daß die schlichte Persönlichkeit mit dem schmalen, bartlosen Gesicht dort hinter ihm es ist, ohne deren lange eiserne Friedensarbeit, ohne deren sorgsam vorbereitete und mit unfehlbarer Sicherheit durchgeführte Pläne aller königliche Hochsinn und Heldenmut, alle Genialität einer die Umgestaltung der Welt sinnenden Staatskunst machtlos und unfruchtbar gewesen wären, dessen erinnern wir uns erst an zweiter Stelle; allem Blendenden und Überwältigenden gegenüber, das vor unsrem Geiste sich bewegt, fast mit Anstrengung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Graf Moltke weiß das alles sicher ebenso gut, wie er der Gleichförmigkeit seines im ganzen so stillen Daseins sich bewußt ist, auf das nur die Wanderungen und Wandlungen seiner Jugendjahre eine Art romantischen Schimmers haben fallen lassen — sind doch die Worte verbürgt, die er einem Zeitungskorrespondenten sagte: „Sie kommen schlecht bei mir an, wenn Sie denken, daß mein Leben sich zu einer jener glänzenden Beschreibungen eigne, wie die Herren Poeten und auch das Publikum solche zu lieben pflegen. Mein Leben ist so arm an Episoden, daß man es fast langweilig nennen mag, und ich wüßte nicht, was die Biographen anders, als Daten und wiederum Daten finden könnten!" Aber gerade deshalb hätte er, wie ihm seine lange Lebenszeit hindurch stets nur die Sache, nicht sein persönliches Interesse, vor Augen stand, wohl auch willig auf Ruhm und äußere Ehren verzichtet, wenn sie sich nicht von selbst bei ihm eingefunden hätten. Was er gethan hat, ist nach seiner Meinung zuletzt doch nur etwas Selbstverständliches gewesen: seine Pflicht, und von erfüllten Pflichten soll man weiter kein Rühmens machen.

Mit solchen Tugenden geschmückt, steht der Mann heute vor uns, den Deutschland zu feiern im Begriff ist: ein Held der Arbeit, ein Held des Geistes und darum nicht minder ein Held, weil er sich selbst hinter seinen Werken zu verbergen liebt. Auch daß zu glänzenden Gaben und unermüdlichem Streben ein gütiges Geschick wunderbare Erfolge gefügt hat, kann ihn an sich nicht größer machen. Wenn er in einem schönen Denkspruch sich selbst mit den Worten charakterisiert:

„Allezeit
Treu bereit
Für des Reiches Herrlichkeit",

so würde er, wären seine Mannesjahre in eine Zeit des nationalen Niedergangs gefallen, seinen Anteil an der Not des Vaterlandes mit gleicher Hingebung als etwas Selbstverständliches auf sich genommen haben; und wenn er unter günstigen Verhältnissen, wie auch der Talentvollste sie braucht, zu dem ersten Feldherrn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Epoche geworden ist, so hätte er, wenn es sein mußte, auch mit dem Tode des schlichten Kriegers sich begnügt, den die Ehrenkrone erst im Jenseits erwartet. Aber freuen wir uns von Herzen, daß ein solches Beispiel unsrem Volke gegeben ward, an dem es zu erkennen vermag, daß Gott es den Aufrichtigen gelingen läßt. Ihm, dem edlen fleckenlosen Helden, sei noch manches Jahr einer friedlichen Ruhe beschieden, in dem er sich der Früchte seiner Arbeit, der verdienten Liebe und Bewunderung der Menschen, vor allem der seines dankbaren Vaterlandes erfreuen möge. Wir aber, gleichviel auf welchem Gebiet und mit welchen Kräften wir dem Ganzen dienen, werden gut thun, allezeit zu dem großen Manne aufzublicken, der, wie wenige, geschickt ist, Vorbild und Erzieher zu deutscher Art zu sein!

---

7. An Moltkes Begräbnistag.

(29. April 1891.)

Liebe Schüler! Die Blicke der gesamten Kulturwelt, vor allem die Blicke jedes deutschen Patrioten sind heute auf einen bescheidenen Ort in unsrer unmittelbaren Nachbarschaft gerichtet. Gestern ist in der Hauptstadt des Reiches dem Helden, um den das Vaterland trauert, eine Leichenfeier gehalten worden, so glänzend und prunkvoll, wie die fürstliche und kriegerische Herrlichkeit unsrer Nation, wie das erinnerungsschwere Rauschen zahlloser sturmzerfetzter Banner, die der entflohene Geist dereinst auf Bahnen des Sieges lenkte, wie aber auch das freiwillige Aufgebot schlichter, von der Größe des Verlustes und des geschichtlichen Augenblicks bewegter Hunderttausende sie nur bereiten kann. Von jetzt an in wenigen Stunden aber wird ein stillerer Zug den toten Feldherrn in seiner zweiten — schlesischen — Heimat zur letzten Ruhe geleiten. Wir alle haben, und wohl mehr als einmal, im Vorüberfahren in das liebliche Thal hinuntergeblickt, wo das Herrenhaus von Kreisau als ein Bild der Einfachheit und des verborgenen Friedens aus grünen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bäumen hervorragt, oder empor zu dem tannengeschmückten Hügel, von dessen Spitze die gotische Grabkapelle, wie ein Wahrzeichen der Gegend, bedeutsam in die Ferne grüßt. Und hier in den geweihten Mauern, wo seit 23 Jahren die Gräfin Moltke des Gatten wartet, soll nun auch der große Weltbezwinger der Ewigkeit entgegen schlummern.

Der Weltbezwinger — und doch kein ehrgeiziger Kriegsmann oder blutdürstiger Eroberer! Freilich, Lorbeern werden nur auf den Feldern des Todes gebrochen und in je reicherer Fülle sie das Haupt eines Heeresgewaltigen umschließen, um so deutlicher weisen sie rückwärts auf das Getümmel der männermordenden Feldschlacht, auf Hekatomben Erschlagener, auf Scenen des Entsetzens, die der Wink der befehlenden Hand entfesselte. Zahllos sind die Tage der schicksalsvollen Vergangenheit, an denen der preußische General von Moltke die ernste Waffenarbeit leitete oder aus der Ferne bestimmte. Aber furchtbarer noch erscheint das Werk, das er in den langen Jahren des Friedens trieb. Zu rüsten für künftige Kriege, Pläne zu ersinnen, die im entscheidenden Augenblicke dazu führten, die Widerstandskraft eines Volkes zu lähmen und, wenn es sein mußte, zu vernichten, das war die Aufgabe seines Lebens, der er rastlos mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit sich widmete. Das tiefste und letzte, und dabei so einfache Geheimnis der militärischen Wissenschaft besteht eben immer darin, den Feind wehrlos zu machen — am sichersten wehrlos aber ist er wund oder tot. Und müssen aus den eigenen Reihen Tausende fallen zur Erreichung dieses Zweckes, so zählen die Opfer nicht, wo ein Erfolg in Frage kommt. Ja, hart und erbarmungslos konnte Moltke sein gegen Freund und Feind. Als er am Morgen von Königgrätz im Gefolge seines Königs über dem Bistritzthale hielt, aus dessen Tiefe das schwächere preußische Heer sich emporzuringen mühte zu den Stellungen des übermächtigen Gegners, als in vielstündiger Schlacht Reihe auf Reihe der Seinen zerschmettert zusammen sank, da zuckte keine Fiber in seinem Antlitz; mit kühlem Blick spähte er über das blutige Getümmel hinaus in die Ferne, aus der neue

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Heersäulen, das ausschlaggebende Werkzeug seiner Gedanken, hervorbrechen sollten, scheinbar unbekümmert um das Schicksal der Tapfren zu seinen Füßen, deren Fall und Leiden auch nur eine Ziffer auf der Tafel seiner Berechnungen war. Und vier Jahre später, als die wunderbarste That seines Genius, die rettungslose Einschließung der französischen Armee in dem Kessel von Sedan, vollendet war, als in der für Frankreich so furchtbaren Nacht von Donchéry die feindlichen Führer hinwiesen auf die Wunden ihres schwer gezüchtigten Vaterlandes, als sie, erfüllt von dem bittren Gefühl einer beispiellosen Demütigung, dastanden vor dem preußischen Strategen und das Äußerste, die Kriegsgefangenschaft der Armee, abzuwenden sich mühten, da hatte Moltke nur die eine Antwort: Bedingungslose Ergebung! und: Waffenruhe bis 9 Uhr morgens, keine Minute länger! Draußen aber starrten von allen Höhen im Kreise die deutschen Geschütze, bereit auf seinen Wink Verderben auszuschütten auf die in qualvoller Enge zusammengedrängten Massen. Das wußten die Franzosen und fügten sich. Und wieder, als wenige Monate später die letzte Kraft des Feindes gebrochen war, als der Vertreter Frankreichs im deutschen Hauptquartier erschien, den letzten Kampf — um einen leidlichen Frieden — zu wagen, und Kaiser Wilhelms männliches und doch so mildes Herz voll ritterlichen Mitleids mit den Gefallenen sich bewegte, ja selbst den eisernen Kanzler ein menschliches Rühren überkam einem Abgesandten gegenüber, der mit unverzagter Beredsamkeit bis zur körperlichen Erschöpfung sich bemühte, von dem alten lothringischen Lande wenigstens seine Hauptstadt zu retten — sagte Moltke ruhig: „Metz bedeutet für uns ein Heer von 150 000 Mann!“ Und Metz wurde deutsch!

Unbeugsam, jeder weicheren Regung fremd, erscheint so der große Feldherr, wenn sein Amt es erfordert. Aber sein Herz ist edel und gütig, bis in die letzten Tage dieses wunderbaren Lebens allem zugewandt, was Teilnahme und Fürsorge für das Wohl der Menschheit heißt. Und diese Hand, die ungezählten Tausenden Verderben bereitet hat, ist trotzdem rein geblieben vom Blute und kann nun friedlich ruhen im letzten Kämmerlein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gleich der Hand eines schuldlosen Kindes. Denn nicht eitle Selbstsucht, nicht die Begierde nach Kränzen eines vergänglichen Ruhmes waren die Quelle seiner Thaten: schlicht und einfach, wie wir ihn noch jüngst unter uns wandeln sahen, zeigte er sich auch auf der Höhe seiner Triumphe, inmitten der staunenden und bewundernden Welt. Was er gethan hat zum Unglück der einen, wie zum Segen der andern, es ist immer nur geschehen, weil und wie die Pflicht es ihm gebot, die Pflicht, die sein Leitstern gewesen ist von seiner Jugend an. Gott aber, der sie ihm vorschrieb nach dem Wesen seines Berufes, hat es zugleich gnädig gefügt, daß er sie erfüllen konnte mit dem Gefühl stolzer Genugthuung über die Würdigkeit der Personen und Ideen, denen seine Kräfte gehörten. „Pro rege et patria" ist vor allem die Losung des Soldaten, und es war ein herrlicher König und ein großes Vaterland, denen er diente! So konnte er mit kühner Zuversicht, als dem Herrscher Preußens wiederum ein Schicksal zugedacht war, wie dereinst dem großen Friedrich, den Heeren Wilhelms des Ersten die Siegesbahn vorzeichnen von einer Hauptstadt zur andern und durch gefahrvolle Bergpässe in das Land des mächtigsten Gegners hinein; so konnte er später die Scharen des geeinten Deutschland zusammenfassen zum tödlichen Stoß in das Herz des tückischen Feindes, der, zum hundertsten Mal in der Geschichte unsern Frieden störend, auf den Trümmern unsres Wohlstandes und unsrer Ehre seine Adler aufzupflanzen gedachte. Und nimmer müde seines arbeitsvollen, aber auch als höchster Vorzug von ihm betrachteten Dienstes, hat er sich nicht mit den Erfolgen jener gewaltigen Jahre begnügt, sondern das klare Greisenauge auch in die Zukunft gerichtet, fördernd und schaffend, was in späteren Tagen uns Schutz und Stärke werden mag. Und so durfte sein Kaiser jetzt, wo dieses Auge sich für ewig geschlossen hat, wohl trauernd bekennen: „Ich bin wie betäubt von diesem Schlage! Ich habe eine Armee in ihm verloren!" Und unser Volk, das mit vollen Händen den Lorbeer zu seiner Bahre trägt — den reinsten, den je ein Heldenleben verdiente — mag sich vor allem in dieser Stunde sagen, daß wiederum einer der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Größten dahingegangen ist aus einer wahrhaft großen Zeit. Kaiser Wilhelm ist tot, Kaiser Friedrich, die Kaiserin Augusta sind gestorben; nun ist auch Moltke nicht mehr, der Denker der Schlachten, die beseelende Kraft jener Kämpfe, in denen der eherne Fels der preußischen Macht und die Krone des neuen Reiches geschmiedet ward. Mag an der Gruft des hochverdienten Mannes das Bewußtsein wieder an Stärke gewinnen, daß es zu den heiligsten Pflichten einer Nation gehört, die Lebenden zu ehren und der Abgeschiedenen in Treue zu gedenken!

Du aber vor allem, deutsche Jugend, bewahre in deiner Brust das Bild des Entschlafenen als ein teures Vermächtnis aus den großen Tagen deiner Väter und Ahnen. Es ist ein Bild fleckenloser Ehre, aber zugleich aller schönsten menschlichen und der besonderen germanischen Tugenden: des Fleißes, der Einfachheit, der Wahrhaftigkeit, der Pflichttreue, der Gottesfurcht. Seinem Ruhme kannst du nichts hinzuthun, der wird auch ohne dich leuchtend wandeln von Geschlecht zu Geschlecht gleich dem des großen Kaisers, dem er die längste Zeit und die beste Kraft seines Lebens gewidmet hat. Aber ein Vorbild sollst du dir nehmen an seinem Thun und Lassen zu deinem eigenen Heil. Ob du dereinst berufen bist die Heimat mit den Waffen zu schützen, oder ob du in friedlichem Amt und Wirken ihr deine Kräfte weihst: überall, wo du auf deinem Posten stehst, selbstlos und furchtlos, treu und unerschütterlich, da handelst du in seinem Geiste, bist du wert zu den Volksgenossen des edlen Toten zu zählen. Und eine solche Zukunft, solches Lob gebe Gottes Gnade dir und allem, was deutsch heißt! Amen.

---

8. Zum 25jährigen Jubiläum der „König Wilhelms-Schule“ in Reichenbach (Schlesien).

(16. Oktober 1893.)

Hochgeehrte Festversammlung! Liebe Schüler! Wenn ein jugendlicher Wanderer in die Ferne hinaus zieht, in fröhlichem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Selbstvertrauen, wie es das Recht seiner Jahre ist, dann schweben ihm wohl Wunder der Fremde, Thaten der Zukunft vor. Aber bald wird er inne, daß sein Pfad von Hindernissen umgeben ist, daß mehr als die Länge des Weges seine natürliche Beschaffenheit ihn ermüdet; daß die Feindschaft der Elemente, vielleicht auch schlimmere Gefahr ihn bedroht. Und es muß sich nun zeigen, ob sein Fuß elastisch, sein Auge klar genug ist; ob ein lebendiger Mut in seinem Busen glüht, der die Schwierigkeiten der Wanderschaft siegreich überwindet. Und anderseits kehrt er, der Empfängliche und Träumereiche, gern in die Städte der Menschen ein, wo das Leben sich reicher entfaltet und in mancherlei verlockenden Gestalten an ihn herandrängt — und wiederum wird es sich erweisen müssen, ob ein fester und getreuer Sinn in seinem Innern wohnt, ob die frommen Wünsche, mit denen Angehörige und Freunde seinen Aufbruch begleiteten, ihn hilfreich umschweben, ob der Stern des Ideales, auf den seine Seele von Kindheit auf gerichtet ward, von ihm festgehalten wird in der Flucht der Erscheinungen und ihn sicher durch solche ernstere Fährnisse hindurchführt an ein wahrhaft beglückendes Ziel.

Aber, wer die Welt durchmessen will, der lebt eben mit der Welt und, wenn er es ernst meint, so kämpft er mit ihr. Dabei stärkt sich sein Arm und sein Herz befestigt sich; ja, gerade mitten in Kampf und Bedrängnis wird er der angebornen Kräfte sich stolzer bewußt und empfindet nicht ohne Freude den Widerstand, den feindliche Mächte ihm entgegen setzen.

Anders der zur reinen Geistesarbeit Berufene: der Denker, der Künstler. Ihm ist äußerer Friede das erste Bedürfnis, die enge Zelle der liebste Aufenthalt. Die Welt mag empfangen, was er in stillen Stunden ersinnt und bereitet; sie mag sich seiner Werke erfreuen, aber sie soll ihn nicht stören. Und doch darf auch er sich nicht völlig lossagen von der Wirklichkeit und von menschlichen Dingen — er würde sonst Hirngespinste weben und Zerrbilder gestalten. Nur daß zugleich auch für ihn etwas Mächtigeres vorhanden sein muß, als Erdenwahn und eigene Neigung. Er darf nicht an unlauterer Quelle schöpfen; nicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

über dem Stoff, den er zu bilden bemüht ist, vergessen, für wen er bildet. Nur insofern das höchste Schöne, das wahrhaft Große bei ihm mit dem höchsten Sittlichen sich deckt, erfüllt er wirklich seinen Auftrag, stiftet Segen mit seiner Arbeit und findet Frieden, nicht den äußerlichen nur, sondern den seiner Seele.

In diesen Bildern stellt sich am besten das Wesen und die im Grunde immer wiederkehrende Geschichte einer öffentlichen Lehranstalt dar. Auch die Schule, eine jede für sich, ist eine lebendige Persönlichkeit und in dem Augenblicke, wo sie zum ersten Mal an das Licht des Tages tritt, gleicht sie dem Wanderer, der von der Schwelle des Vaterhauses hinausblickt auf die sich öffnende Bahn. Und diese Bahn ist eine weite, in gewissem Sinne für die Ewigkeit berechnet. Denn das Geschlecht, das sie in Fürsorge für seine unmittelbaren Nachkommen ins Leben rief, wird von diesen mit dem nämlichen Anspruch abgelöst; aber auch mit der Erziehung der Kinder und Kindeskinder ist ihre Aufgabe nicht vollendet. Die Menschen verschwinden, aber die Schule wandelt zwischen ihren Gräbern dahin, immer neue Keime zur Aussaat und Pflege empfangend und so in allem Wandel der Formen ein fast Unvergängliches darstellend — wie das Bildungsstätten in unserm Vaterlande bezeugen, die heute nicht bloß auf Jahrhunderte, sondern auf mehr als ein Jahrtausend ihrer Geschichte zurücksehn. Anderseits freilich würde jede Schule am liebsten bei ihrer stillen Geistesarbeit sich bescheiden, nur von den Nächsten beachtet und von niemandem angefochten. Aber sie kann sich nicht trennen vom allgemeinen Leben, für das sie ja da ist, und, was daneben schwer ins Gewicht fällt, nicht von der eigenen Unvollkommenheit, die sie mit allem Irdischen teilt. In ihrer sichtbaren Verkörperung, ihren Lehrern und Schülern, unterliegt sie unausgesetzt dem öffentlichen Urteil, das sich um so lebhafter mit ihr beschäftigt, je größer die Interessen sind, die sie naturgemäß für die einzelnen Familien, für die Gemeinde, für den Staat vertreten soll. Daß dabei manches in ein falsches Licht gerückt wird, manche harte und ungerechte Meinung mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unterläuft, muß sie tragen, aber es erleichtert ihre Aufgabe nicht. Und wenn ein wirklich böser Wille sich gewiß nur ausnahmsweise geltend macht, so sind Vorurteile jeder Art, unvollkommene Einsicht, die doch nirgends so sicher aufzutreten pflegt, als in den Fragen des Unterrichts und der Erziehung, oft schwerer zu überwinden, als bewußte Feindschaft. Endlich sind große Bewegungen und Wandlungen im Leben der Völker, insbesondere aber tiefgreifende Veränderungen auf ihrem eigensten Gebiet: neue Formen und Grundsätze, mit denen die uralte Aufgabe der Menschenbildung besser gelöst werden soll, so hohe Bedeutung sie an sich haben mögen, doch für die Schule selbst zunächst ebensoviel Hemmnisse und Störungen.

Und solchen vielfachen Schwierigkeiten hat auch die höhere Bildungsanstalt Reichenbachs, deren vor 25 Jahren erfolgter Eröffnung wir heute gedenken, sich nicht entziehen können. „Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen bleiben" — so hatte ihr am Tage der Einweihung, dem 23. Oktober 1868, der Vertreter der Königlichen Staatsregierung zugerufen. Meine Aufgabe wird es sein bei der heutigen, sich ordnungsgemäß in einfacheren Formen bewegenden Feier zu prüfen, wie diese König Wilhelms-Schule sich bewährt hat auf ihrem öffentlichen Gange, wie in ihrem stillen Wirken, und ob sie unter mancherlei ihr erwachsenden Schwierigkeiten und Prüfungen den Idealen treu geblieben ist, die sie nach göttlichem Gebot zu erfüllen hat und die von berufener Seite beim Eintritt in ihre Bahn als Wegweiser vor ihr aufgerichtet wurden.

Die äußere Geschichte der Anstalt enthält schon einen Teil der Antwort und sie ist wunderbar genug. Denn niemals vorher war es geschehen und hat sich wohl seitdem nirgends wieder im Vaterlande zugetragen, daß eine höhere Schule, eine Vollanstalt überdies von 9 Jahreskursen, ins Leben gerufen wurde, nicht durch den Staat, durch eine Ortsgemeinde, oder allenfalls durch eine geschlossene und in ihrer Art mächtige Genossenschaft, sondern allein durch die Bemühungen einiger Privatpersonen, die zwar verdienten Ansehens in Stadt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Kreis sich erfreuten, aber für ihr „kühnes und beispielloses" Unternehmen, wie der Königliche Kommissarius es mit Recht bei der erwähnten Gelegenheit nannte, in allem Wesentlichen auf ihre eigene Thatkraft und ihre Begeisterung für die Sache angewiesen waren. Und darum ist es meine erste Pflicht, diese Männer auch heute wieder als die Begründer der König Wilhelms-Schule zu begrüßen und den Zoll der Dankbarkeit ihnen darzubringen.

Freilich — nicht alle können diesen Gruß mehr vernehmen! Gar mancher ist nach dem Gesetz der Natur abgerufen worden von seinem irdischen Tagewerk, mancher auch, den wir noch vor kurzem in ungeschwächter Kraft des Körpers und Geistes in unsrer Mitte zu sehen hofften. Ich nenne Herrn Wilhelm Winter, nach allgemeinem Zeugnis die Seele des Unternehmens, dem er auch die größten persönlichen Opfer gebracht hat († 1886); Herrn Justizrat Bernhard Hundrich, der bis zuletzt im „Realschul-Komitee" die arbeitsreiche und verantwortliche Stellung des Vorsitzenden bekleidete, aber auch nach Einstellung dieser Thätigkeit sich bei jeder Gelegenheit als treuer und unermüdlicher Freund unsrer Anstalt bewährte († 1892); Herrn Rechnungsrat Ecke, den schon das Jahr 1873 hinwegnahm; Herrn Grafen Max Pilati, der im März 1875 schied; Herrn Justizrat Rosemann in Langenbielau, der in hohem und gesegnetem Alter vor zwei Jahren heimgegangen ist; endlich Herrn Kirchenältesten Karl Metzig, der die Reihe unsrer Toten schließt. Sie alle haben sich wohl verdient gemacht um dieses Werk, und damit um Stadt und Kreis — mögen sie in Frieden dort ruhen, wohin ihre Werke ihnen nachfolgen! Der Dank aber, der ihr Ohr nicht mehr zu erreichen vermag, sei ihren Angehörigen dargebracht, die dieser Feier mit teilnehmendem, aber auch wehmutvollem Herzen beiwohnen — zugleich mit der Versicherung, daß die Erinnerung an die Entschlafenen in diesen Räumen niemals erlöschen wird!

Aber je schmerzlicher es für mich ist, einen Teil unsrer ältesten und bewährtesten Freunde bereits zu den Abgeschiedenen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zählen zu müssen, um so wärmer und herzlicher bewillkommne ich diejenigen, die noch in rüstiger Kraft unter uns wandeln: Herrn Maurermeister Fellbaum, dem zugleich das Gebäude der Anstalt seine Entstehung verdankt, und damit Lehrer- und Schülerschaft jahraus jahrein eine Fülle von Licht und Luft, diesen Grundbedingungen körperlichen und geistigen Gedeihens; Herrn Kaufmann Gustav von Einem den Älteren; Herrn Rechnungsrat Friebe, der sich auch in amtlicher Eigenschaft lange Zeit hindurch um uns verdient gemacht hat; Herrn Kommerzienrat Geisler aus Peterswaldau; endlich Herrn Banquier Friedrich Wilhelm Woldemar Weiß, der das mühevolle Amt eines Schatzmeisters innerhalb des Komitees von seinen ersten Anfängen an 24 Jahre lang mit einer über jedes Lob erhabenen Umsicht und Treue versehen und auch später sein Interesse an der Anstalt nicht verleugnet hat. Und um diesen Namen noch die zweier andern Männer hinzuzufügen, bekenne ich mich zu der Dankesschuld gegen den Landrat, Herrn Geheimen Regierungsrat Olearius, der eine ihm selbst zu seinem 25jährigen Amtsjubiläum gewidmete Ehrengabe von 3000 Mark der König Wilhelms-Schule als Stiftung für tüchtige Schüler der Prima überwies, sowie gegen Herrn Justizrat Haack, der als Mitbegründer und Leiter des „Vorschul-Komitees" ihr bei einer später auftauchenden Lebensfrage viel Zeit und Mühe geopfert hat.

Gestützt auf das Ansehen und die hingebende Liebe solcher Männer, reichlich ausgestattet durch die von ihren Begründern veranstalteten Sammlungen, zu denen die beträchtliche Stiftung der Karl Sadebeckschen Eheleute, einer andern hochgeachteten Reichenbacher Familie, ferner ein jährlicher Unterhaltungszuschuß von 3000 Mk. seitens der Stadt und ein, freilich nur für 10 Jahre bewilligter, der Kreisstände kam, dazu freudig begrüßt von dem überwiegenden Teil der öffentlichen Meinung (obwohl schon das erste Jahresprogramm von mancherlei Gegnerschaft berichten muß) — schien die König Wilhelms-Schule eine glänzende Zukunft vor sich zu haben. Und glänzend war in der That auch der Weg, den sie anfangs zurücklegte. Von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

meinem Herrn Amtsvorgänger am 15. Oktober des oben genannten Jahres mit 123 Schülern und den Klassen Sexta bis Unter-Tertia eröffnet, empfing sie ihre Zöglinge in fortwährend wachsender Anzahl, nicht bloß aus dem hiesigen Kreise, sondern auch aus allen Nachbarbezirken: Schweidnitz, Waldenburg, Strehlen und namentlich Nimptsch und Frankenstein. Schon Ostern 1869 belief sich ihre Frequenz auf 169, Ostern 1871 auf 220; zu Michaeli desselben Jahres, bei Eröffnung der Prima, waren 232, zwei Jahre später zur Zeit der ersten Abiturientenprüfung 265 Schüler vorhanden und Ostern 1876 stieg die Zahl auf 291, also fast auf drei volle Hundert. Will man ein Gegenbild zu einer so schnellen Entwicklung haben, so braucht man nur folgende Thatsache ins Auge zu fassen. Die Gesamtzahl der in den verflossenen 25 Jahren in die Klassen der Realschule I. O. und des späteren Realgymnasiums Aufgenommenen beträgt **1223** — von denen beiläufig 1140 christlichen, 83 jüdischen Glaubens, 875 evangelischer und 265 katholischer Konfession, 462 einheimische und 761 auswärtige waren. Von diesen 1223 Schülern wurden 805 in den ersten 11½ Jahren — von Ostern 1880 an, also in weiteren 13½ Jahren nur 418, wenig über die Hälfte, recipiert. Aber freilich war der zuletzt genannte Termin nicht der, an dem ein solcher Rückschlag sich erklärte. Vielmehr ist der numerische Niedergang der Anstalt ein noch weit schnellerer und überraschenderer gewesen, als ihr Aufstieg zu kaum erwarteter Höhe. Waren Ostern 1876 genau 291 Schüler vorhanden, so fand der nächstfolgende Ostertermin nur noch 261; Ostern 1878 zählte die Schule noch 237, ein Jahr später 193, Michaeli desselben Jahres 161 Zöglinge, und Ostern 1880 übernahm ich mit ihrer Leitung noch 125 Schüler, denen die erste Aufnahme 14 neue hinzuführte!

Die Ursachen einer so merkwürdigen und unerfreulichen Erscheinung sind nicht schwer zu entdecken. Sie liegen hauptsächlich in dem Gründungseifer der Nachbarkreise, von denen nach dem Vorgehen des Reichenbacher Realschul-Komitees fast ein jeder gleichfalls seine höhere Lehranstalt haben wollte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Wirkung äußerte sich natürlich erst nach und nach, da die hier einmal heimisch gewordene Jugend nicht ohne weiteres nach den neu eröffneten Schulen auswanderte, zumal wenn sie rein humanistische waren — um so sicherer aber trat sie in den späteren Jahren ein. So haben die Gymnasien zu Waldenburg und Patschkau und die höhere Bürgerschule in Striegau, sämtlich im Jahre 1870 gegründet, das Gymnasium zu Strehlen von Michaeli 1873 an und die höhere Bürgerschule in Freiburg seit Ostern 1874 der hiesigen Anstalt allmählich die nun ihnen nach dem Naturrecht zukommenden Schüler entzogen. Am verhängnisvollsten aber wurde für Reichenbach die zu Michaeli 1878 erfolgte Eröffnung des Progymnasiums in Frankenstein, die sich auch unmittelbar bemerklich machte.

Ein andrer Umstand, der große Schwierigkeiten bereitet hat und der vielleicht, weil er die Anstalt nicht zu rechter Ruhe kommen ließ, auch störend auf das öffentliche Vertrauen einwirkte, war der fortwährende Lehrerwechsel. Es erscheint fast unglaublich, daß eine auch in ihrer äußeren Blütezeit noch nicht zu den großen zählende Schule in 25 Jahren **75** Lehrer (mit Einschluß ihrer beiden Direktoren) gehabt hat! Selbst die Königliche Realschule I. O. in Rawitsch, die doch in 12 ihrer ersten 25 Jahre über 300 Schüler und demgemäß eine größere Anzahl von Lehrerstellen besaß, und bei deren Leitung ich oft die nämliche Klage zu führen hatte, sah während eines gleichen Zeitraums insgesamt nur 60! Und nur wer aus unmittelbarer Erfahrung weiß, wie tief jeder derartige Wechsel in das innere Leben einer Schule, in den seltensten Fällen zu ihrem Segen, eingreift; wer da weiß, daß auch eine durch Wissen oder angebornes Lehrgeschick minder hervorragende Kraft bei gleichmäßiger gewissenhafter Wirksamkeit oft unendlich mehr zu leisten vermag, als eine rasch entschwindende, obwohl glänzend begabte, der kann verstehn, was diese Erscheinung in unsrer Geschichte bedeutet.

Besonders schmerzlich muß es natürlich auch am heutigen Tage für uns sein, daß nicht jede dieser Personalveränderungen durch freiwilligen oder höheren Ortes befohlenen Wechsel der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stellung herbeigeführt ward. Wiederholt ist es der Tod gewesen, der einen treuen und bewährten Arbeiter aus diesem Weinberg hinwegrief. Es starben: Hilfslehrer Friedrich Ludwig (1877); Realschullehrer Otto Kunzendorf (1878); Oberlehrer Dr. Heinrich Storch (1883); Oberlehrer Dr. Eduard Menzel (1887); Oberlehrer Dr. Feodor Rhode (1887); Zeichenlehrer Heinrich Schulze (ebenfalls 1887!). Ferner, nach dem Eintritt in eine andre Stellung, aber doch noch freundlich mit uns verbunden, so viel mir bekannt geworden ist, Pastor Robert Dünnebier und Pfarrer Augustin Tintner. Die König Wilhelms-Schule erinnert sich heute mit dankbarer Wehmut auch dieser Dahingeschiedenen. Möge sich an ihnen die Verheißung erfüllen: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die viele zur Gerechtigkeit geführt haben, wie die Sterne immer und ewiglich!"

Mit diesen Prüfungen und Nöten aber sind die Hindernisse, die der König Wilhelms-Schule ihren Weg erschwert haben und erschweren, keineswegs erschöpft. Wiederholt ist das Schulgeld, das bis Ostern 1880 in den oberen Klassen 90, in den unteren 80 Mark betrug, erhöht worden: noch im eben genannten Jahre auf gleichmäßig 90 Mark, Ostern 1888 auf 100, Ostern 1892 auf 120 Mark für alle Klassen. Ein weiterer und recht empfindlicher Nachteil ist uns dadurch erwachsen, daß die höhere Bürgerschule (nach der neuen Ordnung der Dinge „Realschule") in Gnadenfrei die staatliche Anerkennung gefunden hat und seitdem naturgemäß die Jugend einzelner Ortschaften, anscheinend auch die eines Nachbarkreises vollständig an sich zieht.

Über Schwierigkeiten, die mir persönlich bei dem ersten Versuche bereitet worden sind, die Anstalt äußerlich und zugleich innerlich auf festeren Grund zu stellen, will ich hier noch ein Wort bemerken. Ich weiß natürlich recht gut, was sich in der Theorie gegen die Vorschulen höherer Lehranstalten sagen läßt, und erkenne eins der geltend gemachten Bedenken auch willig an: das sociale. Aber solange die Volksschule es nicht in ihrer Gewalt hat, die Übertragung schlechter Gewohnheiten auf die Kinder gebildeter Eltern zu verhindern oder diese gegen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Roheiten zu schützen, wie sie das Bewußtsein eines gesellschaftlichen Gegensatzes gerade bei den minder Begünstigten hervorruft, solange wird sie es nicht als ihr Recht fordern dürfen, daß die gesamte Jugend durch sie hindurchgehe. Weit größeres Gewicht lege ich auf die andre Seite der Sache. Die Vorschule verzichtet vollständig auf eine Anzahl von Lehrgegenständen, mit denen die allgemeine Schule sich und ihre Zöglinge planmäßig belasten muß. Beweisen zu wollen, daß sie bei dieser erheblichen Beschränkung und bei völlig gleicher Beschaffenheit der Lehrkräfte auch erheblich mehr leisten muß, zumal wenn jede ihrer Klassen an Schülern nur den vierten oder fünften Teil der Volksschulklassen zählt, hieße offene Thüren einstoßen. Die von mir in Reichenbach begründete, die bisher von 278 Knaben besucht worden ist, hat meine Erwartungen auch vollständig erfüllt. Die ungleichmäßige oder unzulängliche Vorbildung, mit der bis dahin ein nicht geringer Teil der Schüler in die Gymnasialklassen eintrat, und die ein regelmäßiges Fortschreiten unmöglich machte, ist im wesentlichen geschwunden und mit ihr die in pädagogischer und wissenschaftlicher Hinsicht gleich unerfreuliche Erscheinung der Überalterten. Unsre Schüler erreichen mit 16 Jahren die Reife für Ober-Sekunda; unsre Abiturienten haben selten das neunzehnte Lebensjahr überschritten, viele erst das achtzehnte vollendet. Und solche Thatsachen sprechen doch wohl für sich selbst.

Daß auch die wiederholten Änderungen und Umbildungen der höheren Schulen, daß die Lehrpläne von 1882 — die der König Wilhelms-Schule allerdings den Titel und die Rechte eines Realgymnasiums brachten — wie die von 1892, die Dezemberkonferenzen und die damit zusammenhängende Bedrohung dieser Schulform überhaupt tief in das Anstaltsleben eingriffen, liegt auf der Hand, aber ich denke hier nicht in eine Erörterung der vielbesprochenen Schulfrage einzutreten. Für meine Person erblicke ich selbstverständlich in dem Realgymnasium einen dem Humangymnasium völlig gleichwertigen Organismus, heute, unter der Herrschaft der neuesten Lehrordnung erst recht, da die Schwesteranstalt durch Schwächung ihrer Wurzeln über-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

haupt noch härter betroffen worden ist, als die unsrige durch Einschnürung des Lateinischen von Tertia an. Gewiß ist auch, daß an vielen Orten das erschütterte Vertrauen zu der liebgewonnenen Einrichtung wiederkehrt. Die König Wilhelms-Schule ihrerseits, die in den beiden letzten Jahren — zum ersten Mal seit 1880 — einen wirklichen Rückgang der Frequenz zu verzeichnen hatte, beginnt sich eben jetzt in erfreulicher Weise wieder zu heben, nachdem es mir gelungen ist, eine bessere Eisenbahnverbindung mit unsrer großen Nachbargemeinde Langenbielau herbeizuführen. Verschweigen darf ich freilich auch nicht, daß der Wunsch sie als Vollanstalt zu erhalten vielleicht einmal seine wesentliche Stütze darin finden wird, daß sie als solche gegründet und ausgestattet worden ist.

Wenn ich nun auf das innere Leben der Schule übergehe, soweit es nicht schon im Vorhergehenden berührt wurde, so darf ich wohl sagen, daß die Arbeit, deren Zeugen diese Räume 25 Jahre hindurch waren, keine ganz vergebliche gewesen ist. Und auch das darf ich behaupten, daß der Geist der Liebe, die das ihr Befohlene auf dem Herzen trägt, mächtiger gewesen ist, als der Geist des Zornes und der Ungeduld. Wir wissen, daß wir dereinst Rechenschaft geben müssen von den uns anvertrauten Seelen, und wir haben uns, wie ich glaube, redlich bemüht, in allen Stücken das leibliche und geistige Wohl unsrer Jugend zu fördern.

Das leibliche voran, das in unsrem nationalen Leben und namentlich in unsrer deutschen Erziehung bis auf die jüngste Zeit eine so untergeordnete Rolle gespielt hat! Und dabei möge es mir vergönnt sein, ein Wort über die Jugendspiele zu sagen. Ist doch diese Sache so recht meine eigene, und wie ich der erste preußische Schulmann gewesen bin, der sie in organischen Zusammenhang mit dem ganzen Unterrichtsplan gebracht hat, darf ich wohl auch behaupten, daß nicht leicht ein andrer ihr soviel Opfer an Zeit und Kräften widmet. Daß sie noch nicht volkstümlich geworden ist, am wenigsten in Reichenbach selbst, weiß ich und empfinde es recht oft; aber ich kann mich in meiner Überzeugung von ihrem Segen nicht beirren lassen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Überhaupt kann gegen die Jugendspiele nur ein ernsthafter Einwand erhoben werden: ihre Gefährlichkeit, die aber in Wahrheit bei den allerwenigsten vorhanden ist und bei sorgsamer Aufsicht und verstärkten Schutzmaßregeln — wie sie auf unsrem Spielplatz zur Anwendung kommen — auch bei diesen auf die bloße Möglichkeit sich beschränkt. Das Beispiel Englands, des Heimatlandes physischer Roheit, ist demgegenüber völlig bedeutungslos, und wenn man weiß, daß z. B. der Rugby-Fußball „hauptsächlich von bezahlten Spielern betrieben wird, auf deren Leistungen große Wetten stehen", so kann man sich nicht wundern, daß Arm- und Beinbrüche, ja Tötungen oft genug vorkommen. In Reichenbach ist zwölf Jahre lang nicht der geringste Unfall zu beklagen gewesen und erst in diesem Sommer hat ein merkwürdig unglückliches Zusammentreffen der Umstände zweimal die Verletzung eines Schülers herbeigeführt, was mir selbst Kummer und Gewissensnot genug bereitet hat. Aber auch beim regelrechten Turnen kommt einmal ein Unglück, selbst ein noch erheblicheres vor, und im übrigen kann ich nur bitten: Vertrauen Sie einer Leitung, die wahrlich nur das Beste Ihrer Kinder im Auge hat und ihrer Verantwortlichkeit sich jederzeit bewußt ist! Und auch darum bitte ich: Kommen und sehen Sie, wohnen Sie unsren Spielen bei, sobald es Ihnen gefällt! Bemerken Sie, wie Knaben und Jünglinge an der Bethätigung ihrer Kraft, an der Entwicklung ihrer Gewandtheit sich freuen, und denken Sie Sich dann dieselben Kinder bei müßigem und zwecklosem Umhertreiben, wie es doch nicht immer vermieden werden kann, wohl auch auf allerlei Nichtsnutzigkeiten verfallend — dieselben jungen Leute hinter dem Bierglas im tabakdurchdünsteten Zimmer, wo so viele andre ihre einzige Erholung suchen, und Sie werden doch vielleicht irre werden an der Berechtigung des Widerspruchs, den Sie zu erheben geneigt waren! Und endlich: sehen Sie ihnen allen ins Gesicht und beobachten Sie ihre Haltung, nicht bloß auf dem Turnplatz, oder wenn sie nach stundenlangem Üben draußen auf den Hügeln festen Schrittes ihren Einmarsch halten in die Stadt und vor das Portal ihrer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schule, sondern auch am dritten Orte, wo kein äußerer Zwang sie mehr beherrscht — erscheint nicht die Mehrzahl kräftig und elastisch zugleich, klaren Auges und frischer Wange? Und sagen Sie sich nicht gern bei solchem Anblick: diese Jugend kann wohl einmal straucheln oder irre gehn, verlottert und verloren ist sie nicht!? — Nun, ein Teil des Verdienstes daran ist sicher der nachdrücklichen Pflege aller körperlichen Übungen seitens ihrer Bildungsanstalt beizumessen, und wie sie selbst mit Freuden bei der Sache ist, so wird sie mir auch, das weiß ich, diese Fürsorge danken, wenn ich einmal nicht mehr bin.

Mens sana in corpore sano! Erst im gesunden Leibe, so will ich heute übersetzen, kann eine gesunde Seele wohnen! Und auch auf wissenschaftlichem Gebiete zeigt die König-Wilhelms-Schule, wenn nicht alles trügt, Spuren des Fortschritts. Einen Anhalt dafür gewährt wiederum der Ostertermin 1880, da mit diesem Zeitpunkte die abstürzende Bewegung der Schülerzahl zum Stillstand gelangte. Von da an läßt sich mit ziemlich gleichmäßigen Ziffern, also auch mit gleichen Voraussetzungen rechnen, wie sich schon daraus ergiebt, daß nicht nur die erste Frequenzziffer meines Direktorates heute genau wieder erreicht ist, sondern daß auch der Durchschnitt aller 14 Osterfrequenzen seit jenem Termin abermals 139 — nicht ganz 140 — beträgt. Diesen 139 aber steht aus den vorhergehenden 7 Jahren, d. h. seit Errichtung der Ober-Prima, die Durchschnittszahl 258, also fast das Doppelte, gegenüber. Es müßten demnach bei gleicher innerer Beschaffenheit des Schülermaterials in dieser früheren Periode auch doppelt soviel Abiturienten- und Militärzeugnisse erteilt worden sein, als in den nächstfolgenden 7 Jahren, während in Wirklichkeit nur 25 Reifezeugnisse gegen 21, 98 Zeugnisse für den einjährig-freiwilligen Dienst gegen 58 stehen. Noch günstiger stellt sich das Ergebnis der nächsten 6 Jahre bis Ostern 1893, indem zu den 21 als reif Entlassenen weitere 13, zu den 58 Militärzeugnissen 72 neue hinzukamen. Beachtenswert erscheint ferner, daß von den 34 letzten Abiturienten — einer starb leider kurz vor Ablegung des Examens — ein reichliches Drittel, nämlich 12, von der mündlichen Prüfung dispensiert

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werden konnte. Nicht bestanden haben in 13 Jahren 2, und in beiden Fällen lagen die Verhältnisse von vornherein nicht ungünstig, so daß zuletzt nebensächliche Umstände entschieden. Auch die Versetzungen legen Zeugnis dafür ab, daß nicht ohne Frucht an und mit den Schülern gearbeitet wird. Im allgemeinen gilt es als normal, wenn 66—75 % der Schüler nach Erledigung ihrer ordentlichen Klassenzeit die nächstfolgende Stufe erreichen. In Reichenbach ist das Ergebnis durchschnittlich ein besseres. Ist es doch öfters vorgekommen, daß ganze Klassen, auch von 20 und mehr Schülern ohne Ausnahme versetzt wurden: so in den letzten 3 Jahren die Sexta 1 Mal, die Ober-Sekunda 2 Mal, die Ober-Tertia jedes Mal.

Was die Leistungen der Anstalt in einzelnen Fächern betrifft, so wird folgendes zu bemerken sein. In der Mathematik und den Naturwissenschaften sind sie stets besonders gute gewesen, was neben der Beschaffenheit der Lehrkräfte auch dem sehr günstigen Umstande zuzuschreiben ist, daß der Unterricht, zumal an den wichtigsten Stellen, lange Jahre in der nämlichen Hand verbleiben konnte. Ähnliches gilt vom Englischen und zum großen Teil vom Lateinischen, während bezüglich des Französischen das volle Gegenteil der Fall war: traf doch der überhaupt so beklagenswerte Wechsel der Lehrer gerade dieses Fach in beispielloser Weise und gestattete ein sichres Ergebnis in der Regel erst auf der obersten Stufe. Im Deutschen — nach den Lehrplänen vom 6. Januar 1892 dem Hauptunterrichtsfach — ist ein erheblicher Fortschritt in den letzten Jahren hervorgetreten, was ohne Zweifel den neuen Einrichtungen selbst mitzuverdanken ist. Die technischen Disziplinen haben wiederholt amtliche und außeramtliche Anerkennung gefunden; unsren Gymnasialchor kennen Sie selbst, und da ich nicht Gesanglehrer bin, darf ich es wohl aussprechen, daß ich mit einem gewissen Stolz auf ihn blicke.

Mißlicher, als von einer im Grunde selbstverständlichen wissenschaftlichen Fortentwicklung, wird es sein von einer sittlichen zu reden, obwohl ich heute auch darüber Rechenschaft ablegen müßte. Denn gerade in dieser Hinsicht sind so viele

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Irrtümer und Selbsttäuschungen möglich, daß Vorsicht immer geboten bleibt.

Was ich glaube sagen zu dürfen, ist das Folgende. Unsre Reichenbacher Jugend ist willig zu allem Guten; sie nimmt die Gebote der Schule, zunächst äußerlich, stets mit der gebührenden Achtung entgegen. Verstöße gegen die Disziplin sind so gut wie unerhört; auch aus andren Gründen ist seit vielen Jahren eine schwerere Bestrafung nicht vorgekommen. Nicht geringere Anerkennung findet das Verhalten außerhalb der Anstalt; daß namentlich die älteren Schüler überall anständig, bescheiden, mit einem Worte: so, wie es gebildeten jungen Leuten zukommt, sich benehmen, ist für uns Lehrer seit vielen Jahren eine sichre Erfahrung und Überzeugung. Andrerseits ist nicht zu leugnen, daß in ihrem inneren Leben noch manches geweckt werden muß, was heute schläft. Eine Neigung zur Oberflächlichkeit, auch ernsten Pflichten gegenüber, ist öfters hervorgetreten; bei manchem hat wohl auch die traurige Nützlichkeitstheorie, die in allen Fällen nur fragt: was habe ich davon? Eingang gefunden. Die Verantwortung für solche Mängel fällt nun freilich zunächst auf die beiden zur Erziehung Berufenen, auf Schule und Haus, und wir an unsrem Teil wollen uns ernstlich bemühen, daß in der neuen vor uns liegenden Zeit ein noch helleres fröhlicheres Leben: Wahrhaftigkeit, Treue und jede schöne Sittlichkeit in den Herzen unsrer Knaben und Jünglinge erblühe. Wir wollen es vor allem thun, indem wir noch fester, als bisher, das ewige Panier vor ihnen aufrichten, das ihnen Leitstern und Führer sein soll für die Reise durchs Leben. Bekannt haben wir uns ja wohl immer zu dem lauteren Worte Gottes von den Lehrstühlen dieser Anstalt herab. Aber niemals kann nachdrücklich genug allen Schülern gepredigt werden, daß Frömmigkeit die Grundlage jeder Tugend ist, allen christlichen, daß niemand einen andren Grund legen kann, als der einmal gelegt ist: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit!“

Größeres als Gottesfurcht kann der Jugend nicht mitgegeben werden, aber es fehlt doch noch eins der Ideale, zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

denen eine höhere Lehranstalt, zumal in unsren Tagen, sich bekennen muß. Warum ich zuletzt von der Vaterlandsliebe rede? Weil sie im Grunde hier etwas Selbstverständliches ist; weil diese Schule an sie gebunden ist mit ihrem ganzen Dasein, mit dem Namen selbst, den sie trägt. König Wilhelm, der erste deutsche Kaiser aus dem erlauchten Geschlecht der Hohenzollern, hat an ihrer Wiege gestanden und nicht würdiger kann ich meine Festrede schließen, als mit einem Hinweis auf die unvergleichliche und vorbildliche Persönlichkeit weiland unsres erhabenen Patrons. Daß ich es aber zugleich in Worten zu thun vermag, die, wie in Erz gegraben, seitdem selbst ein Stück Geschichte geworden sind, das danken wir dem Manne, der den großen Fürsten am besten gekannt hat, der sein treuester Freund im Leben und der erste seiner Helfer war.

Als an jenem verhängnisvollen 9. März des Jahres 1888 auf dem schlichten Hause unter den Linden die Kaiserfahne niedergerauscht war auf halben Mast; als dumpfes, nur von bangem Schluchzen unterbrochenes Schweigen die Riesenstadt und bald mit ihr die weiten deutschen Lande gefesselt hielt, da trat Fürst Bismarck vor die versammelten Boten des Reiches und sagte nach kurzer Mitteilung von dem welterschütternden Ereignis, das sich so eben vollzogen hatte:

„Meine Herren! die heldenmütige Tapferkeit, das nationale hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unsrem dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren — mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unsrer Nation sein, das der aus unsrer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat!“

Ja, deutsche Jugend, die ich hier in allen ihren Stufen, vom zartesten Knabenalter bis hinauf zur frisch sich entfaltenden Kraft des Jünglings vor mir sehe, und an die ich nun mit den letzten, eindringlichsten Wünschen mich wenden möchte —: Dein Erbteil vor allen! Und wenn du, wie fast täglich, in diesem Saale erscheinst, wo das von Meisterhand gemalte Bildnis des großen Herrschers ehrfurchtgebietend und doch so vertraut

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu dir niedergrüßt, dann laß dir künftig tiefer noch, als bisher, die blauen Kaiseraugen ins Herz schauen, und wenn du vor ihrem Blick den deinen nicht zu Boden schlägst, dann darfst du auch höher noch emporschauen, mit getroster Seele, wie Er es thun durfte, zu deinem Gott!

Die „heldenmütige Tapferkeit" — Er hat sie bewiesen, nicht bloß im Getümmel der Schlacht, unter den springenden Granaten von Königgrätz und Gravelotte, auch nicht damals allein, als die Kugeln der Mörder ihn bedrohten und verletzten, im Badener Feldzug, und wiederum in Baden und zuletzt in den Mauern seiner eigenen Hauptstadt, die er im offenen Wagen durchfuhr, auch als das Todesgeschoß ihn schon zum ersten Mal unter den Linden gesucht hatte. Er hat sich als ein Held bewährt auch in dem schwereren Kampfe mit den eigenen Wünschen und dann wieder, als in Deutschlands und Preußens traurigster Zeit ihm nur die Wahl blieb zwischen der Liebe seines Volkes, diesem innigsten Begehren seines Herzens, und der Durchführung dessen, was er in richtiger Erkenntnis der Dinge um eben dieses Volkes willen für seine Königspflicht erachtete. So werdet denn, ihr deutschen Knaben und Jünglinge, tapfer wie Er und männlich wie Er! Auch euch kann der Tag erscheinen, der euch hinausruft in den Kampf für die heiligsten Güter, denn wie die Hoffnung des Vaterlandes, seid ihr künftig sein Schutz und seine Stärke. Möge dann Kaiser Wilhelms Heldenbild vor euch hergehen, daß ihr unverzagt selbst dem Tode ins Antlitz schaut! Sicher aber kommen die Stunden und treten oft genug schon jetzt an euch heran, wo ihr euch entscheiden müßt für oder gegen das sittlich Rechte, und der Sieg in solchen Kämpfen, der selbst die Hingabe des Liebsten und das Blut des Herzens von uns fordern kann, gilt mehr als der Lorbeer des Schlachtfelds. Unter den Vorbildern aber, die euch lehren, wie man streiten und überwinden soll in solcher Versuchung, steht in erster Reihe das eures alten Kaisers.

Und das „hochgespannte nationale Ehrgefühl" — Kaiser Wilhelm hat es gehütet als heiliges Feuer sein Leben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lang. Nicht nur in der eigenen Brust, die sich stets zum Schilde aufwarf, wo Recht und Würde des Vaterlandes in Frage standen, sondern auch in den Herzen andrer, seiner Volksgenossen und Unterthanen — ja er hat mit wenigen Auserwählten dieses Ehrgefühl erst geschaffen. Denn was machtlos Deutschlands Sänger erträumten, was seine Denker vergeblich im beschämenden Spiegel ihrer Schrift und Rede den Zeitgenossen entgegen hielten, das ist Wahrheit geworden durch Ihn auch deshalb, weil er den Felsen gründete, auf dem dieses Gefühl erst sicher und unerschütterlich sich zu erheben vermag: ein großes, einiges und starkes Vaterland! Erst seit dieser Zeit ist der Stolz auf den deutschen Namen, von dem vor hundert Jahren selbst die Fürsten in unsern Landen nichts wußten, ein Gemeingut aller Stände geworden. Und auch ihr, meine lieben Schüler, heget diesen Stolz als einen Schatz eurer Herzen; rühmet euch, daß eine deutsche Mutter euch gebar, daß ein deutscher Vater euch auferzog im Schirm seines Hauses und euch ausrüstete mit dem Anrecht auf Güter, wie kein anderes Volk sie besitzt. Aber rühmet euch nicht als solche, denen selbst ein Verdienst dabei zukäme. Auch wenn ihr jene Schlachten mitgeschlagen hättet, aus denen Deutschlands junges Morgenrot emporstieg, würde der einzelne doch nur geringen Teil haben an einem Werke, das in Wahrheit die Gnade des allmächtigen Gottes schuf. Laßt eure nationale Ehre vielmehr darin bestehen, daß ihr das Erbteil einer großen Vergangenheit wahret gegen jedermann und mit allen Kräften — das Erbe, zu dem nicht bloß politische Macht und der glänzende Name eures Volkes, zu dem vor allem auch die Tugend der Väter gehört! Deutsch sein heißt treu sein, heißt wahr sein, heißt tüchtig sein, heißt fromm sein — und in Einem hat das alles einst sichtbar Gestalt angenommen: in Dem, dessen Name über dem Portal unsrer Schule steht und dessen unsterbliches Gedächtnis auch unsre heutige Feier überschattet!

Und die „arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste" — wer weiß es nicht, daß Kaiser Wilhelm ihre leibhafte Verkörperung war? Schlicht und bescheiden nach seiner ganzen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Natur, hat er niemals den Genuß des Daseins gesucht, sondern nur das Glück und die Wohlfahrt derer, die ihm befohlen waren. Keine Stunde durfte ihm ungenützt vergehen; alle seine Kräfte widmete er bis in das höchste Greisenalter unermüdlich den Aufgaben, die Krieg und Frieden, die in früherer patriarchalischer Zeit ein auch an Fürstenhöfen enger gebundenes Wirken, die in der gewaltig bewegten und ungeduldig gärenden Gegenwart die Forderungen, die Leiden und Hoffnungen eines großen Volkes ihm stellten. Darum aber hat ihn Gott auch gesegnet und sein Leben auf einundneunzig Jahre gebracht — ein Leben voll Arbeit und Mühe, aber auch köstlich im Sinne des Psalmisten. Und den weiteren Segen hat er an seinen Erdengang geknüpft, daß nun auf Jahrhunderte hinaus die Kinder seines Volkes, ja alle sterblichen Geschlechter zu ihm aufblicken wie zu einem Führer der Menschheit. So thut auch ihr, liebe Schüler, und lernet von ihm! Ihr könnet nicht Fürsten sein und wenigen von euch mag es das Schicksal bescheren, auf den Höhen des irdischen Daseins zu wandeln, wo Fülle des Reichtums oder äußerer Rang doch oft nur mit dem hohlen Scheine des Glückes betrügt. Aber gerade den echtesten und herrlichsten Schmuck kann auch das bescheidenste Leben gemein haben mit dem vornehmsten und glänzendsten. Wenn ihr jetzt und künftig gewissenhaft die Pflichten eures Standes erfüllt, wenn ihr treu seid im Kleinen, mag euch viel oder wenig befohlen sein, wenn ihr mehr als an euch an die andern denkt, die auf euch angewiesen sind, auf euren Fleiß, eure Hilfe, euren Trost — dann thut ihr nicht mehr, aber auch nicht weniger als Kaiser Wilhelm, der mächtigste, aber auch der redlichste und beste unter allen Fürsten der Erde!

Wilhelm der Erste — ein schöneres und unvergänglicheres Bild kann ich euch nicht mitgeben auf euren Weg oder zur Erinnerung an diese Stunde! Und wenn Gottes Gnade euch selber dereinst ein langes Leben schenkt, dann mag es noch euer Stolz sein, daß eure Jahre hineinreichten in diese Zeit, daß der Name des großen Kaisers wie ein Stern über eurer frühen Jugend schwebt. Dann werdet ihr zugleich auch daran mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Freuden zurückdenken, daß ihr eure geistige und sittliche Bildung an einer Stätte empfangen habt, die vor vielen andern Seines Schutzes sich rühmen und mit Seinem Namen sich schmücken durfte — daß ihr Zöglinge einer „König Wilhelms-Schule" gewesen seid!

---

9. Anhang.

Zum zweiten September.

Ansprachen am Kriegerdenkmal,

an Bürgerschaft und Schulen gerichtet.

I. (1875.)

Am Tage der Freude und der stolzen Begeisterung, am Gedächtnistage vaterländischer Triumphe, kann eine deutsche Stadt nicht ihrer Toten vergessen. Unser Dank sind die Zweige und Blumengewinde, die, Armen der Liebe gleich, die Steine dieses Males umschlingen; ein Dankopfer sei auch das Wort, das keinen störenden Mißton werfen soll in das Hochgefühl der Stunde, aber uns mahnen, daß wir nicht uns selber feiern, sondern Denen die Ehre gönnen, denen sie gebührt. Denn mehr als alle, die teilgenommen haben an dem Werke des großen Entscheidungsjahres, haben sie gethan, denen heute nichts geblieben ist, als ein flüchtig verklingender Name und der Anspruch auf die Gerechtigkeit ihres Volks.

Wohl sind keinem von uns Prüfungen und Opfer erspart geblieben und der dunkle Schatten jener Tage fiel in jedes Leben hinein. Wohl haben wir dargebracht von unsrem Eigen, was die Not der Zeit und die allgemeine Gefahr erheischte, aber was ist selbst die reichste und willigste Gabe gegen ein junges blühendes Leben, was gegen ein Leben, das die Stütze eines Hauses, der Schutz von Weib und Kindern war? Und Namen von Vätern und Söhnen, von Brüdern und Verlobten kündet uns dieser Stein, wie zu tausenden die Denksäulen im weiten deutschen Lande!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wohl haben auch wir gezagt und gerungen, während an unsren Grenzen die Wut des Kampfes tobte — fragend, wann der verheerende Strom über unsre heimischen Gaue sich ergießen würde, bangend um die Geliebten, deren Brust die feindliche Kugel bedrohte. Aber wenn wir betend auf den Knieen lagen, lagen jene auf feuchter Erde oder schutzlos im Sonnenbrand, ringend mit der Qual ihrer Wunden, und der war der Glückliche, dem das mitleidige Geschoß eine rasche Erlösung gebracht.

Wohl hat manches Mutterauge sich blind geweint um den gefallenen Sohn; wohl ist manches liebende Herz gebrochen oder einsam geworden für alle Zeit; aber so verlassen, so elend ist keines, daß es nicht rascher schlüge, so oft in Lied und Rede der teuren Helden gedacht wird; so in sich selbst verloren sind wenige, daß sie nicht eine heilige Freude empfänden beim Hinblick auf das gerettete Vaterland. Sie aber, deren Leben der Preis der Rettung war, sie nahmen nur schmerzliche Fragen mit sich in die Gruft; nicht das Weh des Todes allein: schwerer lag auf ihnen die trostlose Einsamkeit ihrer letzten Stunde, unsäglich schwer die Furcht um die Geliebten und Verlassenen daheim.

Wohl haben, gleich ihnen, noch Hunderttausende draußen gestanden in Sturm und Wetter und im sprühenden Kugelregen, bereit, wie sie, für die große Sache zu sterben; wohl haben gar viele, und mancher wohl auch aus diesem Kreise, Schweres erduldet: Entbehrungen und Leiden, Mühen und Wunden. Aber sie sind heimgekehrt; sie haben den Jubel ihres Volkes vernommen; das Kreuz schmückt ihre Brust und ihr Leben die Achtung ihrer Brüder. Für die Toten grünte kein Lorbeer; ärmlich, wie die Not der Stunde es heischte, wurden sie eingesenkt in den Boden, den sie mit ihrem Blute getränkt hatten, viele fern im feindlichen Lande, wo der Haß noch heute kaum die Heiligkeit des Grabes ehrt. Keinem haben wir die tapfre Hand gedrückt; keiner hat den Schwur des Vaterlandes gehört: „Wer gelitten und geblutet hat für mich, der soll nicht versäumt noch verlassen sein!“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und endlich, was wir alle geschaut, was uns auch das Schwerste vergessen ließ: die Gewißheit des dauernden Erfolgs, die Verwirklichung unsrer Jugendträume, die Wiedergeburt Deutschlands in der, will's Gott, unwiderruflichen Einigung seiner Stämme — ihren Blicken blieb es verborgen. Was auch ihre Hoffnung war, sie konnten nicht wissen, ob ihr Blut nicht vergebens floß, ob der männermordende Kampf nicht wieder einen Ausgang nahm, wie schon einmal in einer groß begonnenen und kläglich vollendeten Zeit. Und dennoch gingen sie mutig in den Streit und starben gehorsam ihrer Kriegerpflicht und den heimischen Gesetzen. Der Adler, der mit entfalteten Schwingen von dieser Säule sich erhebt, ist darum nicht bloß das Wahrzeichen des Vaterlandes, das sich anschickt mit der Kraft seiner Siege emporzusteigen zu der Sonnenhöhe der Macht und des Ruhmes — er deutet auch auf jene, die um ewiger Güter willen die irdischen hinter sich ließen; die, nur das Ziel vor Augen, das Ehre und Treue ihnen gesetzt, sich nicht fürchteten vor den Schatten, die zwischen ihnen und ihrer Hoffnung lagen.

Sie haben alles gethan, was sie vermocht, alles geopfert, was sie ihr eigen nannten. Geben wir ihnen zurück, was für uns kein Opfer ist: eine Thräne der Achtung, einen Wunsch des Friedens! Ihre Ehre soll unverlöschlich, ihr Name unvergessen sein!

II. (1876.)

Wiederum hat der Kreis des Jahres sich geschlossen, seit das deutsche Volk zum letzten Male den Tag seiner nationalen Auferstehung beging. Wieder sind wir ausgezogen unter Glockengeläut und mit wehenden Fahnen und, wie jedesmal, hat der stattliche Festzug Halt gemacht am Denkstein unsrer gefallenen Helden.

Aber — müssen denn immer die Gräber ihren Schatten werfen in eine Stunde, die wie keine des Jahres erfüllt ist von der gemeinsamen Freude am Leben, von dem Gefühle der Kraft, die in den Adern eines jugendstarken Volkes glüht und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die jeden einzelnen unter uns jung und fröhlich erhalten soll? Und wollen wir die Abgeschiedenen ehren auch in solcher Stunde — liegt es nicht nahe zu fürchten, daß die stete Wiederkehr der ernsten Feier allmählich unsre Empfindungen abstumpft und ermüdet? Erleben wir's doch, daß auch der Strom der nationalen Begeisterung mit der Zeit ruhigere Bahnen sich sucht, daß der berechtigtste Stolz schwerer den Ausdruck findet, den die Größe der Stunde und die unmittelbare Gewalt der Ereignisse ihm dereinst wie von selber verlieh. Und doch steht es noch anders um ein Empfinden, das an den selbstsüchtigen Trieben der Menschenbrust sich nährt: leichter entzündet an der stets von neuem auflebenden Flamme wird es auch nicht dadurch gemein, daß es einmal in äußeren Zeichen mehr, als in der Erregung der Gemüter sich ausprägt. Eine Totenfeier aber, der wir nur Worte brächten mit tönendem Munde, an der wir nicht teilnähmen mit der ganzen Kraft unsrer Herzen, wäre schal und nichtig, wäre nicht besser denn eine Entweihung.

Und dennoch: es ist recht und gut, daß wir in jedem Jahre Einkehr halten bei unsren Toten! Nicht um ihretwillen — o sie wissen es nicht, oder achten es nicht! Mag die Seele derer, die keine Hoffnung haben, sie nur suchen, den Staub beim Staube, nur der Ruhe gedenken, die dem modernden Leibe nach den Schmerzen des Daseins vergönnt ist, oder mag das Auge des gläubigen Geistes sie schauen, wandelnd in der Wohnung des ewigen Friedens, Eins fühlen wir alle: daß irdische Ehren ihre Träume nicht heimsuchen, ihre Seligkeit nicht erhöhen! Was kann der Lorbeer ihnen gelten, der ihre Ruhestatt und ihr Bildnis schmückt; was der goldene Schein, in dem ihre Namen von tausend Ehrensäulen hinausleuchten in die Lande? Was ist ihnen das Lied des Dichters, das sich vermißt ihre Thaten der Unsterblichkeit zu weihen? Namen und Lieder verhallen, neue Geschlechter kommen auf, denen die Großthaten dieser Zeit nichts sind als eine halbverwehte Sage — wie lange noch, und alle die prunkenden Male sind eitel Trümmer, auf denen der eherne Fuß der Vergessenheit steht — sie selbst aber, die Toten, sind glücklich und werden es sein!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nein, nicht um ihretwillen, nur um unsertwillen! Mag, was uns herführt an diese Stätte, immer Ehrfurcht und Dankbarkeit heißen gegen heilige Manen — was wir mit uns hinwegnehmen, sei ein Gewinn für das Leben, dem wir selber noch angehören!

Es ist gut für uns Einkehr zu halten bei unsren Toten! Wo immer Gräber stehen auf Erden, ist ein geweihter Ort, und so verhärtet ist niemand, daß nicht sein Herz eine Sprache gewönne, sobald er hintritt an den Hügel, der sein Liebstes umschließt. Aber der Schmerz ist dort nur Eigentum des einzelnen, das er scheu vor den Blicken andrer verbirgt; schon der fremde Fußtritt, der durch die Stille des Friedhofes hallt, ist ihm eine Störung und Entweihung. Und doch vermag wiederum keiner des Verlangens nach Sympathie sich zu entäußern, das tief im menschlichen Herzen begründet ist, und das Gefühl der Verlassenheit macht sein Leid um so herber, je tiefer und wahrer es ist. Hier ist es anders — hier ist niemand allein! Hier tragen nicht einzelne Leid und nicht die Glieder Eines Hauses nur: hier trauert eine ganze Gemeinschaft und mit ihr das gesamte Volk — hier sind in Wahrheit unsre Toten! Vater und Mutter, Schwester und Gattin, sie haben keine näheren Rechte mehr — die mögen sie hüten drinnen im Kämmerlein! — aber sie stehen auch nicht länger einsam mit ihrem Weh inmitten einer lachenden und gleichgiltigen Welt. Als die Geliebtesten sich losrissen von ihren Herzen, da brachten sie dem Vaterlande sie ganz zum Opfer, zum Leben wie zum Sterben. Aber das Vaterland zahlt nun auch die heilige Schuld; es führt sie hin zu den Tausenden, die seiner Herrlichkeit sich freuen, und spricht: Das sind nun eure Söhne und eure Brüder! Und hier ist nicht vornehm und gering, die sich sonst wohl am letzten Ruheplatze noch scheiden — wie dürfte irdische Armseligkeit sich dorthin wagen, wo das Höchste gethan und geopfert ward? Der Mann der schlichten Arbeit, der inmitten der Reihen mit zerklaffter Stirn auf den Rasen sank, und der Fürstensohn, der, voranstürmend auf dem Pfade der Ehre, den Boden mit seinem Herzblut rötete, sie alle sind

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nun gleich, sind nichts als Söhne Eines Volkes und Zeugen der Wahrheit, daß, was eines Stammes und Blutes ist, zusammengehört — aber zusammengehört nicht allein in der Stunde der Not, sondern auch in den friedlicheren Tagen, die ihr entblühten!

Es ist gut für uns Einkehr zu halten bei unsren Toten! Nicht die Liebe nur lächelt herab aus den Schatten dieses Males und fügt unsre Hände zusammen zu unauflöslicher Gemeinschaft, auch der ernstere Geist hat hier seine Stätte, vor dem allein das Werk und der Wille des Sterblichen gilt. Mit erhobenem Finger weist er hin auf jeden Namen, der diesen Steinen eingegraben ist, um zu zeugen: „Dieser that, wie er sollte!" Und wir haben nicht zu fragen, ob der oder jener der größere Held gewesen, ob der Tod den einen hinwegraffte mitten im Kampfgewühl, den andern nach schwerem Siechtum, das die Folge von Mühen und Entbehrungen war: ihr Ruhm ist der nämliche, sie starben für das Vaterland, alle, alle! Aber was sie stark machte Schmerzen und Wunden zu tragen, was noch im letzten Augenblick ihnen zu klagen wehrte um die Kraft ihrer Jahre, um ihr junges blühendes Leben, das war die heilige Stimme der Pflicht, die jedem seine Stelle anweist, von der er nicht weichen darf, die dem kleinen Selbst des Menschen kein Feilschen und Handeln gestattet und die auch uns an dieser Stätte zuruft: Seid getreu, ihr Lebenden — seid getreu bis in den Tod!

Und bedürfen wir nicht mehr als jemals einer solchen Mahnung in dieser Zeit? Ach, es ist nicht pharisäische Heuchelei noch beschränkter Kleinmut, es ist die Klage ernster, von der Liebe zu ihrem Volke getriebener Männer, daß vieles schlimmer geworden ist in Deutschland, als ehedem! Die Luft der Größe und der Freiheit hat auch mancher Giftpflanze üppiger zu wuchern gestattet; der deutsche Geist hat begonnen das Wesen zu verleugnen, das uns in den Tagen äußerer Erniedrigung noch groß machte vor den Völkern: unsern Jünglingen fehlt nur zu oft die reine Begeisterung, unsern Männern das unbestechliche Gefühl für das Rechte und die unerbittliche Strenge gegen sich selbst!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es ist gut, daß wir Einkehr halten bei unsern Toten, daß wir ihren Ruf vernehmen: „Haltet fest an der Liebe — fest an eurer Pflicht!“ Groß und herrlich, trotz alledem, steht heute Deutschland da im Rate der Nationen; an uns ist es, zu wahren und zu schirmen, was mit dem Blute so vieler teurer Helden erkauft ward. Die Stürme der Geschichte brausen hierhin und dorthin, und wo sie heute giftige Nebel verscheuchten und ein lachendes Gelände schufen, da können sie morgen wiederkehren als Elemente der Zerstörung und des Verderbens. Aber wenn der Geist der Eintracht uns regiert, wenn wir uns abwenden von den Götzen der Selbstsucht, dann haben wir nichts zu befürchten und werden kommenden Geschlechtern unversehrt das Errungene überliefern: das heilige Erbteil und den Segen unsrer Toten!

Die du mit geschmückten Zinnen vor mir liegst im Sonnenglanze,
Rauschend mit den heil'gen Fahnen, prangend in des Festes Kranze;
Die du folgtest tausendfüßig, als der fromme Ruf geboten,
Mitzufeiern, mitzuklagen — Stadt, dich grüßen deine Toten!

Fern in Frankreichs Grenze schlafen, die im heißen Streit gefallen,
Die gehört der Kugel Zischen und der Sturmdrommete Schallen,
Die dem Feind die Heldenstirnen und das Männerherz geboten,
Siegverlangend, sterbensfreudig — Stadt, dich grüßen deine Toten!

Erde liegt auf ihren Häupten, Dunkel liegt auf ihren Blicken,
Doch um ihre Hügel schauert's: Blumen glühn und Halme nicken;
Doch sie leben, ob die Lippen auch des Grabes Macht gebunden,
Und es reden ihre Schmerzen und es zeugen ihre Wunden:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Denkt ihr noch an jenes Bangen, jene Welt von Angst und Sorgen,
Da aus Wolkennacht und Wettern sich gerungen Deutschlands Morgen?
Noch der schicksalsvollen Tage, da der Prüfung heißes Flammen
Eure Seelen trug zum Himmel, eure Herzen schmolz zusammen?

„Bliebt ihr stark, den Bund der Liebe, den wir schufen, auszubauen?
Haltet ihr die Wacht des Geistes, deutsche Männer, deutsche Frauen?
Daß an Treue man und Tugend aller Orten euch erkenne,
Daß man euch, ob heimlich grollend, doch mit Ruhm und Ehren nenne?

„An des Vaterlandes Himmel blut'ge Sterne sind die Schlachten,
Die zum Fürstenbaldachine, die ihn hehr und herrlich machten;
Aber daß er klar sich wölben ob den heimischen Bezirken,
Daß er segnen mag und lächeln, macht des Friedens holdes Wirken.

„Neid und Haß und niedres Trachten liegen schwer auf einem Volke
Und verdunkeln seine Sterne, gleich der Dünste gift'ger Wolke —:
O so pflegt mit reinen Händen, was so schmerzlich ward gewonnen,
Schlingt den Ölzweig um den Lorbeer und vollbringt, was wir begonnen!"

Also zeugen, also mahnen, die im heil'gen Streit gefallen;
Gleich dem Weh'n der Siegesfahnen durch die Lüfte geht ein Schallen;
Und den frommen Geisterboten sei auch unser Gruß beschieden:
Schlummert sanft, ihr treuen Toten, ruht in Ehren und in Frieden!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Der lt von Angst und
rgen,
Da ngen Deutschlands
rgen?
Noch z heißes Flammen
Eure chmolz zusammen?

„Blie wir schufen, aus=
auen?
Halte Männer, deutsche
uen?
Daß euch erkenne,
Daß mit Ruhm und
en nenne?

„An nd die Schlachten,
Die z herrlich machten;
Aber en Bezirken,
Daß Friedens holdes
ken.

„Neid schwer auf einem
e
Und v ift'ger Wolke —:
O so h ward gewonnen,
Schlir lbringt, was wir
nnen!"

Also z treit gefallen;
Gleich e Lüfte geht ein
llen;
Und d Gruß beschieden:
Schlu n Ehren und in
ben!

© The Tiffen Company, 2007

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf